oo

Der Pfarrer Müller und seine Kinder,

eine

Vaterländische Familiengeschichte.

[Von Joh. Ernst Justus Müller]

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1792.

G. u. 3150

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Ein Mann, der, wie ich, beynahe seine ganze Lebenszeit in Geschäften vollbringen muß, die sich eben nicht sehr mit den freundlichern Musen paaren können, sollte freylich Bedenken tragen, mit einem Romane vor der Lesewelt zu erscheinen. Da indessen die erste Auflage dieses Werkchens nicht ungeneigt aufgenommen worden ist und meine Herren Verleger eine neue Auflage desselben für gut fan-

den, so glaube ich demnach meines Unternehmens halber Nachsicht zu verdienen.

Ich habe bey dieser zweyten Auflage, so viel mir meine viele Amts- und Nebenarbeit zuließ, manches verbessert, ob ich mich gleich gern bescheide, daß noch mehreres hätte verbessert werden können. Nur in Ansehung der Religions-Grundsätze konnte ich wenig ändern. So bekannt mir neuere und von großen Männern vertheidigte Meinungen sind, so aufrichtig muß ich gestehen, daß ich mich von denselben bisher noch nicht habe überzeugen können. Liegt dieß daran, daß ich, freylich nur als Laie, glaube, viele Stellen der Schrift, über deren Aechtheit ich noch keine Zweifel gelesen habe, lassen sich mit jenen Meinungen schlechterdings nicht vereinigen, oder liegt es an der wahren Unzulänglichkeit der Beweise jener Meinungen, — das weiß ich nicht und kann es nicht entscheiden. Indessen sehe ich doch so viel, daß jene neuern Meinungen auf den äußersten

Fall

Fall immer nur Wahrscheinlichkeiten sind. Und da sollte ich denn meinen, daß ich in Beybehaltung meiner Grundsätze — ich verstehe freylich die Mittelstraße — eben diese, wo nicht grössere Wahrscheinlichkeiten vor mir hätte.

Meine Absichten sind übrigens bey dieser Arbeit redlich und ich wollte mich freuen, wenn ich sie wenigstens hie und da erreicht hätte.

Geschrieben am 4ten August 1790.

Der Herausgeber.

N. S.

So schrieb ich am oben genannten Tag. Wider mein Erwarten aber, jedoch ohne meine Schuld, blieb diese neue Ausgabe, die ich nur, in Ansehung der Vermehrung, die zweyte nennen muß, zurük. Sie sollte Ostern 1791. erscheinen, es — ging aber nicht. — Endlich kommt sie denn, wiewohl unter anderm Verlag, zum Vorschein. Um auf Billigkeit meiner Beurtheiler Anspruch machen zu können, berufe ich mich nochmals auf eine Menge ernsthafter Amts- und Nebengeschäfte.

Am 5ten April 1792.

d. H.

Erster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Reginen Müllerin zu Sommerhayn.

Glücklich bin ich ja wohl, liebe Mutter, in dem Orte angekommen, wo ich meine künftige Lebenszeit zubringen soll, aber — leider! nicht mit frohem Herzen. Jede einsame Stunde, die ich mit meinem Gatten bisher durchlebte, ließ mich tiefer in sein Herz blicken und jeder Blick machte die dunkeln Ahndungen, daß meine Verbindung nicht glücklich für mich seyn werde, zur immer grössern Wahrscheinlichkeit, und noch ehe unsere Reise vollendet war, bemächtigte sich meines Herzens die so gewisse, als niederschlagende Ueberzeugung, daß der Mann, den das Schicksal zum Gesellschafter meines Lebens bestimmt hat, nicht der sey, dessen Umgang mich froh machen könnte. Sein zurückhaltendes, mürrisches und auffahrendes Wesen, das mir so manche, in Ihrem Schoose verweinte, Zähre abnöthigte, bleibt nicht nur wie es war, sondern wird noch drücken-

der. Alles Zuvorkommen, alles mein ängstliches Bestreben, seine Wünsche in seinen Gesichtszügen zu lesen und sie zu erfüllen, ehe er sie noch geäussert hat, können ihn nicht einmal zu einer gefälligen Miene bewegen und alle Zärtlichkeit ist umsonst an ihm verschwendet.

Sie wissen, liebe Mutter, daß ich sonst bey allen meinen Besorgnissen, immer noch auf des Mannes gutes und redliches Herz bauete, daß ich, als Verlobte, immer hofte, dies würde noch über allen seinen Mismuth siegen und mich zur glücklichen Gattin machen, aber diese Hoffnung, dieser Trost, durch den ich mich einschläferte und einschläfern lies, ist dahin Täuschung war es, wenn wir uns überreden konnten, daß der Mann ein gutes Herz hätte, und je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr bewundere ich, wie mich, Sie, beste Mutter! und uns alle der Schein so blenden konnte. Vielfältig hat mich, während meines kurzen Aufenthaltes in dem Hause meines Mannes, die Erfahrung gelehrt, daß ich hier ganz die Wahrheit rede. Sollten Sie doch nur hören, wie hart er die armen Unterthanen behandelt, die in seine Kasse zahlen müssen! Sollten Sie doch hören, mit welcher Gefühllosigkeit er auch das Flehen einer bedrängten Wittwe, nicht nur unerfüllt läßt, sondern auch verspottet!

Sollten Sie doch hören, wie er mich behandelt, wenn ich, durch den Jammer der Leute gerührt, hingerissen werde, ihn um Schonung derselben zu bitten! Sie würden sich wundern, wie es möglich gewesen ist, daß diese Härte des Herzens vor unsern Augen verborgen bleiben konnte.

Und so habe ich denn keinen Trost mehr; darf nicht mehr hoffen, daß vielleicht noch eine Zeit kommt, wo ein vergnügteres Leben meiner erwartet, wie ich hoffen könnte, wenn ich mit einem Manne verbunden wäre, der eine Gefühlvolle Seele hat! Ach wenn ich doch noch auf meinem Dörfchen wäre, fern von dem lärmenden Geräusche dieser Stadt und ihren Gesellschaften! Wie gern wollte ich die gemahlten Zimmer meines jetzigen Aufenthalts wieder mit meinem kleinen Kämmerchen in unsrer, obgleich kleinen, doch mir angenehmen, Pfarrwohnung vertauschen!

Doch was hilft mir alles Klagen, und warum will ich jezt einer zärtlichen Mutter mit den Vorstellungen meines traurigen Zustandes das Herz blutend machen? Bin ich nicht selbst die Urheberin meiner nunmehrigen Verbindung? Habe ich nicht selbst ihn gewählt? — Freylich hätte ich nimmermehr geglaubt, daß der Mann, der meinen Bruder mit Gefahr seines eigenen Lebens aus dem Wasser rettete, eine dieser schönen Hand-

lung so widersprechende Gemüthsart haben könnte! Ach wie bin ich getäuscht worden, wenn diese That meiner Seele ein so schönes Bild von ihm aufdrang und mich an ihn fesselte! Gott, wie konntest du mich so dahin geben, du, den ich von Jugend auf um Regierung meiner Wege und um Leitung meines Schicksales angeflehet habe! Du, den ich oft mit so vielen Thränen bat, diese Verbindung zu vereiteln, wenn sie nicht zu meinem Besten ausschlagen sollte! — Aber, was sage ich, sind diese Klagen nicht Ergiessungen eines an deiner Vorsehung zweifelnden Herzens, und kannst du an einem solchen Herzen Gefallen haben? — Vergib mir, Herr, beruhige meine Seele in ihrem Leiden, und grabe die Worte mit unauslöschbaren Buchstaben in mein Herz, daß du meiner weniger vergessen kannst, als eine Mutter der Frucht ihres Leibes!

Ich muß schliessen, liebe Mutter, wenn meine Thränen nicht wieder verlöschen sollen, was ich schreibe. Ach, daß ich Ihnen doch eine erfreulichere Nachricht von mir hätte geben können! Trösten Sie mich bald mit einem Briefe von Ihrer Mütterlichen Hand und verschweigen Sie meine traurige Lage meinem, ohne dies durch vielerley Trübsale schon gebeugten Vater.

Grüssen Sie meine lieben Schwestern!

Zwey=

Zweyter Brief.

Regine Müllerin zu Sommerhayn an Aemilien Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich mus ernstlich mit Dir reden, liebe Tochter, Dein Brief und die Aeusserungen Deines Herzens haben mir gar nicht gefallen. Du bist mit Deinem Zustande nicht zufrieden, klagst die Vorsehung wegen Deines Schicksals an, und, wenn ich nicht sehr irre, so sind alle Deine Klagen ungegründet, und Deine Unzufriedenheit ist sündlich. Du beschwerest Dich über Deinen Mann, daß er auf Deine Zärtlichkeiten nicht achte — glaubst, daß er kein gutes Herz habe, weil er die Bitten einer bedrängten Wittwe unerfüllt lasse, und Dir übel begegne, wenn Du Dich bey ihm für sie verwendest; aber alles dieses ist mir nicht hinreichend, Deine Beschwerden für gerechtfertiget anzusehen. Ein Mann, wie der Deinige, hat es nicht in seiner Gewalt, Deine Liebe auf eine solche Art zu erwiedern, wie Du es vielleicht wünschest und nach den Vorurtheilen wünschen must, die Dir das Lesen jener Bücher, wo nichts als übertriebene Gemählde von schwärmerischer Liebe vorkommen, beygebracht hat. Er ist ein ernsthafter Mann, dem alle Tändeleyen zuwider sind, der aber vielleicht in dem Augenblicke, wo Du sei-

ne Neigung gegen Dich für erkaltet hältst, sein Leben für Dich lassen würde.

Laß es seyn, daß er die ärmste Wittwe ungetröstet von sich kann gehen lassen und Dich übel anläßt, wenn Du für sie bittest. Jenes kann bey allem Anscheine der größten Härte die Erfüllung einer theuren Pflicht seyn, die ihm vielleicht schwerer wird, als manchem andern seine empfindsamen Predigten, und dieses kann von einem lobenswürdigen Unwillen herrühren, den derjenige nicht zu überwinden weiß, der gerne helfen wollte und nicht kann. Ein Mann, der ernsthafte Geschäfte hat, kann nicht immer freundlich seyn, und selbst ein gutes Herz kann ihn bey einem Amte, worin er gezwungen ist, hart zu handeln, mürrisch und auffahrend machen, eben deswegen, weil er gezwungen ist, wider sein Gefühl zu handeln. Dein Mann steht unter der Kammer des Fürsten, die — wie ich von meinem seligen Vater gehört habe — so wie alle Kammern in der Welt, gegen jede Klage eines Unterthanen unempfindlich sind, sobald von Bezahlen die Rede ist. Die Mitglieder eines solchen Collegiums empfinden die Noth der Unterthanen nicht, ihre Grundsäzze gehen nur dahin, wie sie die Einnahme ihres Fürsten vergrössern können. Und da mag dann immer der größte Theil der Unterthanen

nen verderben. Das fühlen die Herren nicht, weil sie, für ihre Person, so reichlich bedacht sind, daß sie von dem Mangel und der Noth andrer Menschen gar nichts ahnden können.

Eben diese Grundsäze muß auch der Mann befolgen, der von einer fürstlichen Kammer abhängt. Thät er dieses nicht, so wäre seine menschenfreundliche Gesinnung allein hinreichend, ihm vom Brod zu helfen. Mancher Einnehmer würde oft gerne schonen, aber er darf nicht.

Siehe, liebe Tochter, so erkläre ich das Betragen Deines Mannes, und meine Kenntniß von ihm und seiner Denkungsart berechtiget mich zu dieser Erklärung. Wie ich dir schon gesagt habe, Dein vieles Lesen von schwärmerischer Liebe, von Ehen, die nur in dem Gehirne eines Romanenschreibers, sonst aber auf der ganzen Welt nicht zu finden sind, dies Lesen, das ich Dir so oft mütterlich widerrieth, hat Dir Vorstellungen vom Ehestand beygebracht, die Du nie im menschlichen Leben befriedigt finden wirst. Und weil nun also auch Deine Verbindung nicht nach dem Bilde ist, das Du Dir nach Deinen Begriffen gemacht hast, so hältst Du sie für unglücklich. Bedenke wohl, wie weit Du durch Deine Unzufriedenheit von dem Wege abweichest, auf den ich Dich von Jugend auf mit unwandelbarer

Sorgfalt geleitet habe. Ueberlege, wie wenig Dein Betragen den Lehren und Ermahnungen Deines treuen und redlichen Vaters gemäß ist, und wie wenig es der Hofnung entspricht, die er und ich immer von Dir gehabt haben. Ich durfte Deinem Vater nichts von dem Innhalte Deines Briefes eröffnen, weil ich wußte, daß er ihm viele Kränkung verursachen würde, die ich ihm jetzt gern ersparen möchte, da ihm Dein Bruder in H. schon mehr Bekümmernis verursacht, als seine matten Schultern tragen können. Wüßte er noch Deine Unzufriedenheit, so, glaube ich, müßte er unterliegen.

Beruhige Dich meine Tochter und stelle Dir Deinen Zustand nicht ohne Noth trauriger vor, als er ist! Beobachte die Pflichten einer treuen und redlichen Gattin, die ich Dir so oft eingeprägt habe, und überlasse Deinem guten Vater im Himmel das Uebrige. Siehest Du, daß du Deinem Manne mit gewissen Dingen beschwerlich bist, so unterlasse sie, denn es ist Deine Schuldigkeit, sich nach ihm zu richten, auch wenn er wunderlich wäre. Gewiß wird dann der Segen des Himmels bey Dir seyn!

Ich schliesse, weil ich noch an Deinen Bruder schreiben mus, der uns viele Sorge macht, und bitte Dich nochmals, höre Deine treue Mutter!

Drit=

Dritter Brief.

Dieselbe an Wilhelm Müller zu H.

Lieber Sohn!

Ach daß ich Dich noch so mit der Zufriedenheit nennen könnte, wie sonst! Aber meine Freude über das gute Herz, das ich, von Deiner Jugend an, in Dir zu finden glaubte, mein Trost, daß Du nach dem Tode Deines Vaters, wie die frisch ausgeschlagene Wurzel eines abgestorbenen Baums, mir zum neuen Schatten dienen würdest, ist dahin. Du bist nicht mehr der gute fromme Jüngling, dessen Herz so warmes Gefühl für die Religion hatte, Du bist abtrünnig worden, hast uns, Deine Dich so zärtlich liebenden Aeltern, verlassen, und wandelst auf dem Wege derer, die die Religion Jesu verachten. Ach wie gerne wollte ich noch an Deinem mir und Deinem Vater so schrecklichen Abfalle zweifeln, wenn ich nicht Dein Bekänntniß in Deiner Schrift gedruckt gelesen hätte. Und diese Schrift, dieses unwiderlegbare Zeugnis von Deinem Unglauben, kannst Du Deinen Aeltern noch selbst zuschicken, daß sie sich in ihrem Alter über den Fleis ihres Sohnes freuen sollen? Spottest Du unser, Sohn? Weißt Du nicht unsere festen und in tausenderley Trübsalen unwandelbar gebliebenen Gesinnun-

gen in dieser Sache? Denkest Du, daß uns Deine Geschicklichkeit blenden soll, wie sie Dich vielleicht selbst geblendet hat? Irre Dich nicht! Wir verabscheuen die schlimme Anwendung Deines guten Verstandes, und verwünschen einen Fleiß, der Dein und aller Menschen beste Hofnung untergräbt.

Du mußt schon lange auf Irrwegen gewandelt seyn, da Du bey Deiner Jugend mit solcher Kühnheit Deinen Unglauben öffentlich bekennest. Wehe uns daher, daß wir so wenig Hoffnung haben, Dich zurück rufen zu können. Dein Ziel ist Ruhm und Ehre bey der Welt, und das Weinen und Jammern Deiner Aeltern, Dich zurück zu bringen, wird Deinen Lauf darnach nicht unterbrechen. Keine Vermahnung also mehr, denn der weise Sohn würde sie verlachen! Immer gehe fort auf dem gefährlichen Pfade, bis Du an den Abgrund kommst. Wir können nichts weiter thun, als über Deinen Gang die Hände ringen, Dir nachsehen, und der Barmherzigkeit Gottes überlassen, ob Du in verkehrten Sinn ganz dahin zu geben bist.

Ach wie sehr ist die Hofnung fehl geschlagen, die mich bey so vielen schlaflosen Nächten, bey so vielen sauern Tritten, welche mich Deine Erziehung in Deinen öftern Krankheiten gekostet hat, auf-

aufrichtete! Ach wie wenig hältst Du Deinen Vater, wegen des vielen Herzeleids, das ihm Deine Brüder verursacht haben, schadlos. Statt daß Du ihm in seinem Alter ein Stab werden solltest, worauf er sich stützen könnte, gibst Du seiner durch so großen Kummer zerrütteten Gesundheit den lezten Stoß. Ist es möglich, daß Du einen treuen Vater deinetwegen weinen wissen kannst, ohne einiges Gefühl dabey zu haben, daß Du eine, Dich so zärtlich liebende, Mutter in die tiefste Schwermuth versenken kannst, ohne dabey gerührt zu werden? — Ja, Du hast es so weit gebracht, Du hast alles kindliche Gefühl in Deinem Herzen gemordet, wie könntest Du ausserdem Deinen Aeltern mit Deinen Irrthümern so kühn unter das Gesicht treten?

Gott, welche Reihe von Leiden! zu der Zeit, wo wir glaubten, ausgerungen zu haben, beugt uns noch der über alles gehende Schmerz, zu wissen, daß von uns ein Spötter Deiner Religion erzogen worden ist! Kann etwas drückender seyn? Sich einen Menschen vorstellen, der nicht allein selbst das Heil seiner Seele dahin gibt, sondern auch vielleicht in tausend Herzen den Saamen des Unglaubens säet, und eben so viele Seelen unglücklich macht, und dann sich sagen müssen: dieser Mensch ist mein Sohn!

Ich wollte keine Bitte mehr an Dich thun, liebes Kind, Sohn, den ich unter meinem Busen getragen, mit meinem Blute genährt, und mit der mütterlichsten Sorgfalt auferzogen habe! Ich wollte Dir nicht mehr zur fen, aber — kann ich es? Mein Herz empört sich, wenn ich daran gedenke, daß ich Dich Deinem Schicksale überlassen soll! Ach kehre um lieber Wilhelm! Wende Dich wieder zu der heilsamen Lehre, die Du bisher verläugnet hast, damit Du Deinen Vater nicht mit Herzeleid in die Grube bringest. Erhebe Dich, und lasse ab, von den Abgöttereien Deines Herzens: Ruhm und Ehre, und denke an die Lehre, die Dir Dein Vater so oft gab: daß der Gedanke, das begreifen zu wollen, was wir glauben sollen, die größte Thorheit sey, daß es Thorheit sey, in Religions-Sachen den Glauben lächerlich zu finden, da wir doch in so vielen andern, zu den Wissenschaften gehörigen Dingen, ja so gar im gemeinen Leben so viel glauben, schlechterdings glauben müssen.

Du warst ja sonst so gewiß von der Richtigkeit dieser Lehre überzeugt, die Du jezt untergraben willst, wodurch hast Du diese Ueberzeugung verlohren? Hätte ich doch gemeinet, je weiter Du in den Wissenschaften kämest, je mehr würdest Du einsehen, was ich eben gesagt habe, daß

es thörigt sey, in Glaubenssachen alles mit der Vernunft begreifen zu wollen, da dieses nicht einmahl bey allen Erscheinungen im Reiche der Natur möglich ist! Hast Du denn ganz vergessen, wie feyerlich Dir der Gesang war, den wir bey der Abenddämmerung in unsrer Stube, oder in unserm Garten, oft auf Dein Begehren, sangen? Weist Du ihn nicht mehr: Gedanke der uns Leben giebt? Ich sollte glauben, unvergeslich müßten Dir die Stellen seyn:

Ich kann der Sonne Wunder nicht
Noch ihren Bau ergründen,
Und doch kann ich der Sonnen Licht
Und ihre Wärm empfinden.

So kann ich auch nicht Gottes Rath
Von Jesu Tod ergründen;
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Trost daß Jesus Christ
Nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist,
So werd ich Angstvoll zagen.

Nein diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein Zweifel rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben.

Unvergeßlich, sollte ich denken, müßten Dir diese Stellen seyn, da Du sie oft mit Thränen in den Augen sangst. Und gleichwohl mußt Du das alles vergessen haben.

Freylich weis ich gar wohl, daß jezt jeder sogenannte Theologe, wenn ihm die Welt und ihre Achtung am Herzen liegt, seine Ehre darin sucht, allgemein angenommene Grundsätze zu verwerfen, oder doch zu bezweifeln. Er will mit dem Strohme fortschwimmen, glaubt, das Bekänntniß einer, von den, sich weise dünkenden, Gelehrten verworfenen Glaubenslehre, bringe ihm Schande und indem er diejenigen tadelt, die den Grundsätzen älterer Lehrer der Religion folgen, folgt er selbst ohne Prüfung und, auf ein Gerathewohl! den Sätzen der Neuern, ohne, oft nur entfernt, muthmaßen zu können, ob das, was diese gesagt haben, auch wahr sey. Sage mir z. B. wie kann ein vernünftiger Mann so geradezu denjenigen Beyfall geben, die Stellen der Bibel um deswillen für untergeschoben halten, weil sie in diesem und jenem Manuscripte nicht vorkommen sollen, oder behaupten, daß hie und da ein Schreibfehler, auch vielleicht ein anderer Umstand den Sinn gewisser Stellen geändert habe. Wenn er diese Handschriften nicht selbst gesehen, nicht selbst geprüft hat, — wie doch gewiß

wiß bey tausenden der Fall nicht seyn kann — wie vermag er mit Beyfall der gesunden Vernunft, das, was ihm vorgeredet worden ist, geradezu nachreden? Ist er nicht auch ein Nachbeter? (Daß dieses alles nicht meine, sondern Deines Vaters Sprache sey, siehst Du ohnehin.)

Ach mein lieber Sohn, hier steht Deine bedrängte Mutter und dein gebeugter Vater. Sie rufen Dir: Höre ihre Stimme! Gehe wieder zurück von dem Irrwege und wandele mit uns auf dem Pfade, auf dem Du von Deiner Jugend an mit uns gewandelt bist.

Dein Vater kann Dir nicht schreiben. Die Nachricht von Deinen Gesinnungen hat ihn auf das Siechbett gestreckt, und kein Arzt kann seine Krankheit heilen.

Du kannst es, lieber Sohn. Kannst Deiner Mutter ihren Gatten und Deinen Geschwistern ihren Vater und Versorger erhalten, wenn Du von Deinen Irrthümern zurückkehrst. O thue es, weinend bittet Dich darum

Deine

Dich noch immer zärtlich liebende Mutter.

Vierter Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Charlotte Rosenfels zu Altenstädt.

Das war mir einmal wieder ein Tag, wo Sich mein mattes Herz erquickte. Der Tag, da ich Sie, liebe Charlotte, kennen lernte und mit Ihnen die unauflöslichste Freundschaft errichtete. So wohl war mirs noch nie, seit dem Abschiede von meinen Aeltern. Fern von der Stadt, in einem stillen Dorfe, in dem Hause eines Ehrwürdigen Geistlichen, der so viele Aehnlichkeit mit meinem guten Vater hat, in Ihrer Gesellschaft, die Reize des Frühlings im Garten, auf der Wiese und auf den Fluren so ganz ungezwungen empfinden. — Was geht da drüber! Und — was für mich das rührendste war — meinen Gatten an diesem Tage so gefällig gegen mich gesehen zu haben! Wohl mir, ich habe nun noch Hofnung, daß einst meine Ehe glücklich werden kann. Ob ich gleich nicht sagen darf, daß mein Mann nach unserer Zurückkunft von der mir so angenehm gewesenen Reise mit seiner Gefälligkeit gegen mich fortgefahren wäre, und vielmehr bekennen mus, daß sein Betragen dem vorigen wieder gleich war, so glaube ich doch, gewisse Merkmahle gefunden zu haben, daß seine Handlungen nicht aus einem

bö=

bösen Herzen fliessen, sondern traue nun den Vorstellungen meiner Mutter, die sie mir in einer Antwort auf meine Klagen gemacht hat, glaube, daß ihn sein schweres Amt und der stete Verdrus, den er mit seinen Vorgesezten und andern hat, mürrisch macht. Ach wie glücklich werde ich seyn, wenn sich das Herz meines Mannes ganz zu mir wenden wird! Wie heiter wird mein Leben dahin fliessen! Gott, wie will ich dir dann danken!

Meine arme Mutter klagt in einem Schreiben an mich über Verdruß, den ihr mein Bruder zu H. macht — das bekümmert mich jezt am meisten. Ich weis nicht, worin er besteht, und kann gar nicht begreifen, wie es möglich ist, daß ein so gutartiger Junge, wie mein Bruder immer war, seine Aeltern betrüben könnte. Sie haben mir gesagt, daß auch von Ihnen ein Bruder in H. studirt. Wollten Sie mir nicht die Freundschaft erweisen, und sich bey ihm um die Aufführung des meinigen erkundigen? Ich denke immer, meine Aeltern sind hintergangen worden. Was für Freude wäre es für mich, wenn ich ihnen andre Nachrichten geben könnte! Gränzenlos müßte freylich der Jammer der guten Aeltern seyn, wenn auch bey diesem Sohne ihre Hoffnung fehlschlagen sollte. Schon drey Söhne lies mein

Vater studiren. Er litt selbst mit seiner Familie Noth, um sie auf Akademien unterstützen zu können; denn meine Aeltern haben weniges Vermögen. Der Dienst meines Vaters ist leider! auch so beschaffen wie die mehresten Pfarrämter, das heißt, wenn der Mann nicht zugleich ein Bauer seyn, oder seinen Beichtkindern mit einer unanständigen Demuth hofiren will, so hat er, ausser den nothwendigsten Bedürfnissen — nichts. Zwar hat mein lieber Vater das seltne Glück, daß seine Gemeinde ihn kindlich liebt und alles mögliche thut, um ihm sein Leben leichter zu machen; aber bey alle dem hat es doch, so sehr auch immer die Sparsamkeit in unserm Hause beobachtet ward, nicht dahin gebracht werden können, alles das, was zur Erhaltung der Brüder nothwendig war, zurück zu bringen. Gleichwohl ist bey keinem diese Sorgfalt gut angewendet gewesen. Einer ist — doch ich will Ihnen die traurige Geschichte meiner drey Brüder mündlich erzählen. — Sollte es auch mit diesem lezten Sohne unglücklich gehen, so weis ich nicht, wie meine armen Aeltern die Schmerzen alle ertragen werden. O könnten Sie mir doch gutes Lottchen, eine erwünschte Nachricht geben. —

Ich bin ganz unruhig. Wenn Sie mich doch besuchen wollten! Lieschen Hohberg, eine weitläuf-

läuftige Verwandte meines Mannes, die bey uns in der Kost ist, scheint zwar ein gutes Mädchen zu seyn, und macht mir manche frohe Stunde, ich kann aber doch nicht sagen, daß ich in ihrer Gesellschaft so ganz froh wäre, wie ich in der Ihrigen war. Es ist mir immer, als ob ich an ihr bey aller Freundlichkeit ein gewisses zurückhaltendes Wesen bemerkte, das mich abhält, so offen gegen sie zu seyn, wie ich es doch zu meiner Beruhigung gegen eine Freundin seyn möchte. Bey Ihnen bin ich es und wünsche mir Ihren Umgang sehnlich. Bringen Sie Ihren lieben Bräutigam mit zu mir, denn ohne ihn, weis ich doch, gehen Sie nicht gern weg. Ich komme Ihnen bis zu unserm guten Pfarrer zu Instersee, wo unsre Freundschaft begann, entgegen; und führe Sie mit der innigsten Freude hierher.

Fünfter Brief.

Lieschen Hohberg zu Arnswalde an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Noch bis hierher habe ich meine Rolle gut gespielt, liebes Simonchen. Sie hat alles Vertrauen in mich gesezt, und stellt sich nicht vor, daß sie die Ursache von dem Betragen ihres Man-

nes in mir zu suchen hätte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er sich lezthin einfallen lies in Instersee, wohin sie zum alten Saalbader, dem Pfarrer, zum Besuch gereiset waren, ausserordentlich zärtlich mit ihr zu thun. Zwar war ich nicht Augenzeuge davon, aber ich habe den ganzen Vorgang in einem Briefe gelesen, den sie an eine neue Freundin, Charlotte Rosenfels heißt das Herzchen, geschrieben hat, und den ich bey einer, vermöge meines jetzigen Amtes sehr nöthigen, durch Hülfe eines Nachschlüssels veranstalteten, Revision ihres Schreibtisches gelesen habe. Die Herrlichkeit hat aber nicht lange gedauert. So bald sie wieder zurück waren, habe ich schon dafür gesorgt, daß das Lied aus dem ersten Tone gepfiffen ward. Gleichwohl denkt das süsse Selchen, daß sie alles dem Verdrusse zuzuschreiben hätte, den ihr Mann bey seinem Amte hat, wie ich bey oben belobter Revision des Schreibtisches des mehrern ersehen habe. Freylich mus da Kunst angewendet werden, wenn die Komödie, oder Tragödie — was weis ich, was noch daraus werden wird — glücklich ausgeführt werden soll. — Auf einem guten Flek habe ich es, wie ich Ihnen bereits lezthin schrieb. Vom ersten Anfange an, da ich ihm die Grillen der Eifersucht in den Kopf sezte, und ihn so listig dahin zu bringen wußte, daß er mich selbst zur Aufseherin über sein Puppchen

chen erkießte, bis jezt, hat er ganz nach der Tour getanzt, die ich ihm vorgezeichnet habe. Ich werde auch schon, vermöge meiner Pfiffe, es dahin zu bringen wissen, daß er fernerhin und bis es Zeit seyn wird, die Mine springen zu lassen, nach unsers Herzens Lüsten sich aufführt.

Aber, liebes Simonchen, ohne Geld ist nicht viel in dieser Welt auszurichten! Das, dächte ich, zu wissen, wären Sie alt und erfahren genug. Also herausgerukt! Die lezten sechs Louisd'or sind lange schon den Weg alles Fleisches gegangen, und ich bin wieder so pauvre, wie der Klingelbeutel in ihrer Dorfkirche, wenn der gnädige Herr sie nicht mit seiner Gegenwart beehrt, welches nun freylich, zu grossen Lamenten ihres Heiligenmeisters, gar selten der Fall seyn soll. Es will sich — ich schwüre gerne dabey, wenn ich nur wüßte, bey wem — nicht anders schicken, als daß ich zuweilen etwas Geld blicken lasse. Für eine Anverwandtinn des Herrn Lindenfeld, von der man glauben soll, daß sie ihrem Vetter Kostgeld gibt, schikt es sich doch, beym Teufel! nicht, so leer, wie weiland eine Salzburger Emigrantinn herum zu ziehen! Meinen angeblichen Herrn Vetter darf ich so sehr auch nicht mitnehmen, es möchte ihm sonst endlich im Kopfe herumgehen, wenn ihm die neue Muhme zu viel kostete.

stete. Heraus Simon, wenn Ihnen die Ausführung ihres Plans noch am Herzen liegt! Nur vor der Hand noch ein Paar gelbe Röschen. Führen Sie bey ihrer Compagnie auf einige Monate nur etliche Mann mehr auf der Liste, — wenn Sie auch nicht existiren — oder schlagen bey Ihrer Werbung etwas mehr auf den Schwanz, — bey euch Herren ist ja dieß ohnehin eine Kleinigkeit — so kommt alles doppelt wieder bey.

Sechster Brief.

Willhelm Müller zu H. an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Ich weiß nicht, wie ich Ihre Vorwürfe erklären soll! Habe ich Ihnen denn den geringsten Verdruß mit meiner Lebensart verursacht? Worüber schreyen Sie denn? Daß meine sehr vernünftigen Betrachtungen über die Religion Ihren Beyfall nicht finden, dazu kann ich nichts. Ziehen Sie die Sache auf der Waage der gesunden Vernunft ab, die eben so gut von Gott stammt, als Ihre angeblichen Offenbahrungen, so werden Sie finden, daß Ihr gescholtener Sohn Recht hat! Freylich kommt man ohne vielen Fleiß und viele Untersuchungen nicht auf den Weg, auf den ich durch

die

die Unterweisung meiner, mir ewig unvergeßlichen, Lehrer gekommen bin. Verwünschen Sie drum nur meinen Fleiß nicht! Wenn Sie bedenken wollten, daß in so vielen andern Dingen mehr Licht verbreitet worden ist, als unsere Vorfahren gehabt haben, und daß Sie in diesen Sachen die Klarheit dieses Lichtes ja selbst erkennen; so werden Sie es nicht für so gar sündlich halten, auch in Religions- und Glaubenssachen mehr gesunde Vernunft einzuführen. Was that denn Luther? Nicht mehr, als ich, und die mit mir gleich gesinnt sind, auch thun. Er sonderte die Schlacken von dem Aechten ab. Freylich konnte er nicht alles auf einmal vollbringen. Jede Sache will ihre Zeit zur Reife haben. Luther ging vor, und jeder vernünftige Mensch sucht das, was er nicht ausführen konnte, zu vollbringen. Lebte er zu unsern Zeiten, so würde er es noch viel weiter treiben, als es je bisher getrieben worden ist, und, so angebetet, wie Luther in Ihren und aller derjenigen Augen ist, die allen Neuerungen, wenn sie auch noch so vernünftig seyn sollten, feind sind, so sehr würden Sie ihn in den jetzigen Zeiten verabscheuen, weil er dann ganz gewiß mit denen, die Sie für Ketzer halten, eines Sinnes seyn müßte. Legen Sie daher Ihre Vorurtheile gegen mich ab! Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht. Lassen Sie mir immer meinen guten ge-

sunden Menschenverstand, den mir die Mutter Natur nicht umsonst und nicht deswegen gegeben hat, daß ich ihn alter Irrthümer wegen verleugnen sollte.

Es thut mir zwar leid, wenn ich Sie durch meine Gesinnungen betrübe, aber ändern kann ich es nicht. Sie werden mir nicht zumuthen, meine Ueberzeugungen zu verleugnen, oder ein Heuchler zu werden, und eins von beyden müßte geschehen, wenn ich Sie wieder zufrieden stellen sollte.

Kann ich Ihnen also bey meiner jetzigen Denkungsart nicht mehr lieb seyn, so suchen Sie mich zu vergessen, ich will Ihnen die Hände dazu bieten, indem ich mich hiermit von aller Ihrer Aelterlichen Unterstützung auf die Zukunft los sage.

Die Gütigkeit eines meiner Lehrer hat mich auf mancherley Art in den Stand gesetzt, mein Unterkommen finden zu können.

Meinem Vater wünsche ich eine baldige Genesung — Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Reginen Müllerin zu Sommerhayn.

Sie haben Recht, liebe Mutter, wenn Sie mich meines ungedultigen Briefes wegen schelten, und Ihre Muthmassungen wegen meines Mannes

schei=

scheinen auch gegründet zu seyn. Wir fuhren lezthin mit einander nach Instersee, zu dem dasigen Pfarrer, einem Ehrwürdigen Geistlichen, wo mich mein Mann einführte und der Freundschaft des Hauses empfahl. Ich lernte daselbst ein Frauenzimmer von Altenstädt, Charlotte Rosenfels, und ihren Verlobten kennen, die ebenfalls zum Besuch da waren, und die ganze Gesellschaft hat mir so wohl gefallen, daß mir lange Zeit kein so vergnügter Tag geworden ist. Besonders habe ich mich mit Charlotten, dem besten liebsten Mädchen, das ich je kannte, zur innigsten Freundschaft verbunden.

Schon dieß, daß diese edlen Leute Freunde meines Gatten waren, brachte mich auf den Gedanken, daß ein Mann, der den Umgang solcher guten Menschen schätzt, selbst nicht schlecht denken könne, und dieser Gedanke heiterte mich sehr auf. Mein Mann selbst aber gab mir noch mehr Gelegenheit dazu. Er war so gefällig, so zärtlich gegen mich, als ich es nur immer begehren konnte.

Bey unserer Zurückkunft hat er zwar seine vorige Art mit mir umzugehen wieder angenommen, es schmerzt mich aber dieß nun nicht mehr so sehr, weil ich weiß, daß er doch in manchen Stunden gegen mich gefällig seyn kann. Ich

schreibe jetzt selbst sein mürrisches Betragen seiner vielen Arbeit und dem mit seinem Amte verknüpften Verdrusse zu und zweifle nicht, daß er dann, wenn er von Geschäften befreyt ist, mit mir gut umgehen wird.

Aber, liebe Mutter, was ist das mit meinem Bruder? Thun Sie dem armen Jungen nicht zu viel? Ich denke immer, falsche Nachrichten haben Sie gegen ihn eingenommen. Sollte es meinem Willhelm, meinem guten Willhelm, möglich seyn, seine Aeltern zu betrüben? Ich glaube es nimmermehr! Gewiß sind Sie hintergangen worden! vielleicht kann ich Ihnen in kurzer Zeit Ihren Zweifel nehmen.

Trösten Sie den alten guten Vater! Ach daß er noch lange mit seiner Gattinn das erbauende Exempel eines ganzen Kreises wäre! Dieß wünsche ich aus dem Innersten meines Herzens.

Achter Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Vergessen sollte ich die Beleidigungen, Baron, die mir der Schurke vom Pfarrer erwiesen hat? Das kannst Du wollen und mir anrathen? dem

Vater des Knabens, der sich hat beygehen lassen, sein bürgerliches Hundsfüttsches Herz meiner Schwester aufzulügen, und mich durch seine Liebeshistorien um sie zu bringen, dem Schwarzrock, der sich selbst hat einfallen lassen können, mir von meiner Verbindung mit seiner Race vorzuächzen — dem vergeben? Wie? — Nein Bruder, so wahr ich Simon van der Hardt bin, daraus wird nichts! Ich will mein Haupt nicht sanft legen, bis meine Rache vollendet ist? Und das kann nicht eher geschehn, als bis die Dratpuppe, Lindenfelds Weib, in meinen Händen ist. Ich weiß, die liegt dem alten mehr am Herzen, als alle seine Kinder, und da greif ich ihm recht ins innerste Eingeweide, wenns die gilt. Die beste Hofnung habe ich, daß alles gut gehen soll. Die Hohberg macht ihre Sachen comme il faut, das ist, mit dem doppelten Schneller. Wenn mich das Rabenaas nur nicht um so viel Geld dabey brächte. Man sollte, der Teufel, denken, sie fresse es! Doch was hilft das alles! Qui vult finem media etiam velle debet, — habe ich einmahl von ungefähr aus unsers Professers, unter einer, Dir bekannten, Drat-Perücke residirenden Schnauze fahren hören. Sie soll haben, was sie verlangt, wenn nur alles nach meinem Willen geht. Ha, wie will ich mich freuen!

Doch

Doch Du weißt den ganzen Plan noch nicht. Vor der Hand — aber nein, ich sage Dir nichts! Du hast mich durch Deine Fürbitte ganz mißtrauisch gemacht. Der Teufel könnte Dich ja wohl gar reiten, daß Du aus unzeitiger Menschenliebe, die Dich jezt, ich weiß nicht, woher das kommt, fast so oft anwandelt, wie Dein Podagra, mein ganzes schönes System verrücktest. Ich will Dir lieber das neue verschweigen, denn ich denke, so wie Du jezt ein Kerl wirst, hast Du genug an Dich zu halten, daß Du mit dem Alten nicht heraus platzest. Das thu mir aber nur ja nicht! Da könntest Du mir einen Streich machen, wenn der alte Grießgram die Dinge erführe. Er darf von allem nichts erfahren, auch die lezte Passage mit der Lindenfeldinn nicht. Höre, Baron, Du weist wohl, wie wir mit einander stehen!

A propos der Falbe ist gestern angekommen. Das schönste Thier in der ganzen hiesigen Gegend. Komm und sieh es, wenn Dir Deine podagrische Knochen nicht etwa einmahl eins vorpfeiffen, und Dir ein Klagelied auspressen.

Neun,

Neunter Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde, an den Commissions-Rath Leonhardt Redlich zu Uttenhof.

Erlauben Sie mir, lieber alter Lehrer, daß ich auch jezt noch mich Ihres guten Raths und Ihrer treuen Lehre erfreuen darf. Ich habe in meiner jetzigen Lage mehr als jemals einen Führer nöthig, und wen in der Welt hätte ich, der mir das seyn könnte, wenn Sie es nicht sind! Nur einen Mann, den ich so lang als meinen Lehrer und Freund verehre, dem ich meine ganze Bildung, alles, was gutes an mir ist, zu verdanken habe, nur diesem Manne will ich meine Leiden vertrauen und bey ihm Trost suchen. Ihre von je her an mir bewiesene Treue und Liebe läßt mich hoffen, daß Sie sich nicht von mir wenden werden. — Sie wissen, daß ich mit des Pfarrer Müllers zu Sommerhayn ältesten Tochter verheyrathet bin; wissen, daß ich mich schon seit langer Zeit mit ihr verbunden habe, wissen, daß ich sie mit der größten Zärtlichkeit liebte: Sie wissen aber noch nicht, wie viel Ursache ich habe, mit meiner Wahl unzufrieden zu seyn.

Schon vor meiner gänzlichen Verbindung hatte ich, leider! Muthmassung, daß meine Verlobte nicht jene treue Person sey, die sie nach ihren mir oft gegebnen heiligen Versicherungen seyn woll-

wollte, und daß sie nicht so viel Tugend und Unschuld besitze, als man nach ihrer Erziehung und ihrem äusserlichen Betragen glauben sollte. Ich hatte unterschiedene Merkmahle, die mich, zusammengenommen, auf den Verdacht brachten, daß sie mit dem Sohne des Pfarrer Hübners zu Heyersbrunn, einem lustigen Studenten, eine sehr vertraute Bekanntschaft haben möchte. Ich forschte schon damals der Gewißheit dieser Sache weiter nach, stieß aber bey fernerer Untersuchung auf so viele Widersprüche, daß ich endlich nicht wußte, was ich von dem Dinge glauben sollte. Sie wissen, wie sehr ich mich von je her beflissen habe, die Lehre zu befolgen, die Sie mir so oft gaben: daß ich nie von jemanden etwas böses glauben sollte, bis ich vollkommen davon überzeugt sey; ich suchte mich daher zu beruhigen, verschwieg meiner Verlobten meinen Argwohn, und ob ich mich gleich nicht so ganz überwinden konnte, ihr mit der vorigen Zärtlichkeit zu begegnen, so brach ich doch nicht mit ihr, sondern vollzog meine Verbindung.

Kaum war ich ihr angetrauet, als ein gewisses Frauenzimmer, die sich Holberg nennt und mit jenem Studenten und allen seinen Geheimnissen sehr wohl bekannt ist, mich versicherte, daß nicht allein mein voriger Verdacht gegründet gewesen sey, sondern daß auch noch jetzt meine

Frau

Frau die schändlichste Untreue an mir begehe. Bey aller Sanftmuth, die ich zu haben glaube, war ich doch bey dieser Nachricht ausser mir für Wuth, und ich entschloß mich, sogleich meinem so schlecht denkenden Weibe ihre Untreue vorzurücken, und mich, es gehe auch wie es wolle, wieder von ihr loszureissen. Aber die Vorstellung der Hohberg, daß ich doch zur Zeit noch keine überführenden Beweise hätte, und daß, beym Mangel derselben, eine Trennung von meiner Frau viele Weitläuftigkeiten verursachen würde, besonders ihr Versprechen, daß mir, wenn ich Geduld haben wollte, durch ihre Vermittelung die besten Beweise gegeben werden sollten, bewogen mich, zu schweigen. Ich redete mit der Hohberg ab, daß sie, unter dem Nahmen einer weitläuftigen Verwandtinn, die ich für ein gewisses Kostgeld zu mir nähme, in mein Haus kommen, und so lange da bleiben sollte, bis sie Gelegenheit hätte, meine Frau bey ihren Ausschweifungen zu überraschen und mir gültige Beweise davon zu schaffen.

Nun ist Lieschen Hohberg bereits über zwey Monate bey mir, und, ob sie mir gleich während dieser Zeit unterschiedene von ihr aufgefangene, zwischen meiner Frau und Hübnern gewechselte Briefe, gezeigt hat, aus deren Innhalt ich von der

der Untreue meines Weibes nur mehr, als zu viel überzeugt worden bin: so ist es doch noch zu keiner Zusammenkunft gekommen, so viel ich durch meine, mit Fleiß vorgenommenen, öftern Reisen Vorschub dazu gethan habe.

Ich lebe daher zu manchen Zeiten in einem Zustande, den ich mit nichts vergleichen kann. Auf der einen Seite gewisse Beweise, daß meine Frau ein verworfenes Weib ist, auf der andern Seite Umstände, die das Gegentheil zu versichern scheinen, wohin ich besonders rechne, daß es, bey aller Gelegenheit, noch zu keiner Zusammenkunft gekommen ist, dann aber auch, daß meine Frau in ihrem ganzen Betragen gegen mich nicht den geringsten Zug wahrnehmen läßt, welcher auf so schlechte Gesinnungen schliessen liesse. Oft bringt sie mich durch ihre ausserordentliche Zärtlichkeit fast ganz auf andere Gedanken, und beynahe hätte ich ihr neulich, als wir bey dem Pfarrer Weber zu Instersee waren, wo sie mir ausserordentlich unschuldig vorkam, mein ganzes Geheimniß gestanden. Doch halten mich doch in solchen Augenblicken, die unwiderlegbaren Beweise zurük, die ich von ihrer Untreue mit Augen gesehen habe, und um wie viel niederschlagender wird mir mein Unglück durch die Ueberzeugung, daß mein Weib es in der Heucheley auf den höchsten Grad

ge-

gebracht hat. So lebe ich denn in dem Erbarmungswürdigsten Zustande.

Bester Mann, rathen Sie mir! Aber was können Sie rathen! Bin ich, der ich mein Weib kenne, nicht im Stande zu sagen, was zu thun ist — wie wollen Sie es, ein Dritter! Gleichwohl rathen Sie mir, trösten Sie mich! — Ach wenn mein Weib doch unschuldig wäre! Ich liebe sie zu sehr. — Aber sie ist es nicht!

Doch — ich merke, daß mich die Unruhe meines Herzens untüchtig macht, mich auszudrücken, und vielleicht ist mein ganzer Brief unverständlich. — Ich mus schliessen. Nichts weiter, als mit Thränen noch dieses: nehmen Sie sich Ihres ehemaligen Zöglings in seiner gefährlichen Lage an.

Zehnter Brief.

Lieschen Hohberg zu Arnswalde an Ernst Hübnern zu Heiersbrunn.

Lustig, lieber Hübner, das Ding geht alles herrlich! Lindenfeld geht ins Garn, sein Weib mus folgen, und Simon van der Hardt watschelt nach. Wenn wir sie denn alle drin beysammen haben, dann — guter Knabe, strikken wir zu, und das

soll, denk ich, bald geschehn. Lindenfeld, sein Weib und Hardt haben alle, obgleich jedes in andrer Rücksicht, ihr völliges Vertrauen auf mich gesezt. Sobald der Edelmann nach meinem Gutdünken genug genuzt ist und Lindenfeld eine erklekliche Summe liegen hat — und das werd' ich auf ein Haar wissen — dann zusammengepakt, was das Zeug halten will und à Dieu! Dir Lindenfeld, und Deinem Weibe und Simon van der Hardt! Lieschen Hohberg pascht ab, und geht mit ihrem Hübner davon. Dann laßt Simon van der Hardt alle Leibflüche seiner hochadelichen Ascendenz herwettern und Lindenfelden mit seinem Eheweibe die Litaney beten, Lieschen Hohberg wird in den Armen ihres lieben Hübners Fluch und Gebet verlachen, und — glücklich seyn. Mach Dich nur fertig lieber Junge, daß Du gleich absegeln kannst wenn ich klar bin.

Du wirst doch auch nicht leer von Deinen Aeltern gehn? Nimm ja mit was zu haben ist, je mehr, je lieber? Dürft ich Dir einen Vorschlag thun, so wäre es der: Dich nach dem Schmukke Deiner Mutter umzusehn. Er ist beträchtlicher als ihr alle denkt, und mit gutem Gewissen kannst Du ihn heissen mitgehn. Deine Mutter wird vermuthlich zu jetzigen Zeiten, da die Saren nicht mehr Kinder kriegen, keine Eroberung damit

ma=

machen, und Deiner Schwester zukünftiger Mann sey, wer er wolle, so wird er doch frische Luft schöpfen können, wenn gleich seine Dame keine Diamanten an sich hängen hat. Wie gesagt: nimm mit, was Geldes werth ist. Sind wir einmal fort, so wirst Du doch keine Gerade mehr zu theilen haben, wenn Du gleich bald, salva venia, ein Candidatus reverendi Ministerii und dann ein Pfarrer werden kannst.

Wie meinst Du? Antworte mir bald!

Eilfter Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Du hast mir nicht geantwortet, und bist nicht gekommen, gleichwohl kann ich nicht anders, ich muß abermals an Dich schreiben, denn ich brauche schlechterdings Deine Hülfe, und ich will nicht hoffen, daß Du sie mir versagen wirst. Ich mus Dir nun doch erstlich, wie ich freylich Anfangs nicht Willens war, entdecken, wie die ganze Karte mit der Lindenfeldinn gemischt ist.

Wenn Lindenfeld auf den höchsten Grad der Eifersucht gebracht ist, dann veranstaltet Lieschen Holberg eine Spazierfahrt mit seinem Eheweibe.

Während ihrer Abwesenheit wird mein Friedrich in die Kammer der Lindenfeldinn gestekt, um den jungen Hübner vorzustellen. Lindenfelden macht meine Hohberg vorher weiß, daß er Hübnern gewiß mit seiner Frau überraschen könne, wenn er ihr sagte, daß sie allein von der Spazierreise nach Hause fahren müsse weil er eine nöthige Verrichtung, die ihn einige Tage aufhielte, auf sich hätte. Lindenfeld geht das ein, daran ist kein Zweifel.

Sein Weib fährt dann zurük und legt sich zur Ruhe. Friedrich schmiegt sich, wenn sie schläft, ganz stille zu ihr ins Bette. Nun erhält Lindenfeld ein Zeichen und da ist er, haselirt wie der leibhaftige Teufel, jagt Friederichen, der sich schon zu retiriren wissen wird, mit dem blossen Degen davon, und Lieschen überredet indessen die Lindenfeldinn, die natürlicher Weise gar nicht weiß, wie sie dran ist, ihrem Manne auszuweichen, führet sie herunter in das unterste Zimmer, da warten zwey von meinen Leuten, tragen das Weib davon und in eine in der anstossenden Gasse haltende Chaise, und fort geht die Reise, aber wohin nun? —

Das mußt Du Baron bestellen, und deswegen schreibe ich an Dich! Du sollst mir erlauben, daß ich sie auf Dein Gut Traubenheim bringen

darf

darf und mir dort die Stube oben mit den drey Fenstern, woran die eisernen Stäbe sind, zu ihrem Aufenthalte überlassen. Da ist sie weit genug von hier und kein Teufel sucht sie dort. Nun erhält der alte Pfarrer Müller die Nachricht, daß seine Tochter davon gelaufen sey, weil ihr Mann einen fremden Kerl bey ihr im Bette angetroffen habe. Das muß der Alte nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit glauben, und wie sehr gut werde ich meinen Zweck erreichen, wenn ihn seine theologischen Grillen sehr natürlich auf den Gedanken bringen: daß seine Tochter ein öffentliches Aergerniß gegeben habe. Da wird des Winselns und des Aechzens kein Ende seyn, und mir soll es auch wohl bekommen, wenn ich an dem Weibe einen Bissen habe, der ohnedies für Lindenfelden zu fett ist, ob er mir selbst auch gleich nicht so gar lange schmecken wird, weil das Weib, bey aller ihrer Schönheit, dennoch eine kranke Seele hat.

Sieh, so muß man sich zu rächen wissen! Eine blosse Entführung der Lindenfeldinn hätte ich lange ausführen können. An dieser allein aber ist mir nichts gelegen. Damit hätte ich wohl die Familie betrübt, aber nicht so gekränkt wie es nun geschieht, wenn die Christlichen Gemeinden in mehr, als einer Gegend sichs einander erzäh-

 len,

len, daß des Pfarrer Müllers Tochter mit einem Kerl davon gegangen sey. Auch hätte ich bey einer Entführung ohne diese Vorbereitung mich Lindenfelds Nachspüren ausgesetzt, der aber nun grosses Bedenken haben wird, einer Frau nachzusetzen, aus deren Bette er die Kerls jagen mußte. Jezt ist es sehr nahe dabey, daß der Plan ausgeführt wird, wie mir die Hohberg geschrieben hat, ich muß also bald Antwort haben. Und die erwarte ich dann begierig, Baron!

Zwölfter Brief.

Helene Müllerinn zu Sommerhayn an Karl Falken zu L.

Ach wie lange ist es, lieber Karl, daß ich nichts von Ihrer Hand gelesen habe! zwey Briefe habe ich schon geschrieben und keine Antwort erhalten. Mein Herz ist gepreßt, ich mus mir Luft schaffen, und das kann ich nicht anders, als wenn ich mit Ihnen rede. Haben Sie mich denn ganz vergessen? Was ist es doch immer in L. das das Andenken Ihrer, Ihnen sonst so lieb gewesenen Helene in Ihrem Herzen so ganz vertilgt hat! Ach wenn nur meine tiefe Schwermuth über Ihr Stillschweigen keine Ahndung von Ihrer Untreue ist!

ist! Sollte ich noch dieses Leiden tragen müssen, so würde ich bey dem vielen andern Jammer, der in unserm Hause herrschet, unterliegen.

Ich sitze jezt zwischen zwey Krankenbetten. In dem einen liegt mein guter Vater und in dem andern meine treue Mutter. Beyde hat der Gram über meinen Bruder in H. aufs Lager geworfen. Sie können es nicht überwinden, daß ihr noch übriger einziger Sohn auf Irrwege gerathen ist, die ihnen die schreklichsten sind. Sie liegen da, matt und entstellt, und unser treuer Arzt, Herr Kessel, erschöpft umsonst seine Kunst an denselben. Ihre lieben Aeltern sind durch den neuen Ruf, den Ihr Vater erhalten hat, weit von uns entfernt, und ich habe keinen Freund mehr um und neben mir.

Stellen Sie sich nun vor, in welcher Verfassung ich da seyn muß! Meinen Vater und Mutter am Rande des Grabes sehn, und dabey noch den tödenden Gedanken haben zu müssen, daß der, dessen Andenken mir noch den einzigen Trost geben sollte, für mich auch verlohren sey! — Ach, sind das die Versprechungen, die Sie mir gethan haben? Ist das die treue Liebe, die Sie mir mehr als einmahl so feyerlich zuschwuren? Haben Sie vergessen, wie oft Sie an stillen Abenden im Garten den Schöpfer der uns erfreuenden Früh-

lingsstunden als Zeugen Ihrer aufrichtigen Neigung gegen mich aufriefen?

Doch ich will Ihnen noch keine Vorwürfe machen. Vielleicht waren Sie beschäftiget, verreiset, vielleicht — doch das wolle Gott nicht, ob mich gleich diese Vorstellung, so sehr sie mich auch beugt, dennoch tröstet — waren Sie krank? Es sey, was es wolle, Freund, lieber, bester Karl! trösten Sie mich nur mit ein Paar Worten! Sagen Sie mir nur, daß Sie mich noch lieben, und Sie werden mich stärken, als ob mich der Zuruf eines Engels gestärkt hätte! — diese kleine Gefälligkeit versagen Sie mir doch nicht? — Denken Sie, was Ihre Helene für Sie gethan, Ihrentwegen verleugnet hat! Noch bis diese Stunde kann ich den unwandelbaren Hofrath Baumann nicht los werden, und wenn meine Aeltern nicht krank geworden wären, würde ich seiner Heyrathsvorschläge wegen viel auszustehen gehabt haben. Denn Sie beharren noch immer darauf, daß ich ihm meine Hand geben soll. Aber nimmermehr wird das geschehen. Nichts in der Welt soll mich von meinem Karl trennen!

Allein, ach, wenn auch Sie nur so gesonnen sind, daß ich nicht am Ende meine grosse Leichtgläubigkeit verwünschen muß. Bringen Sie mich nicht in diesen unglüklichen Zustand! — Sie wollen

len einmal ein Prediger werden — wie wenig würden Sie zu Führung dieses Amtes geschikt seyn, wenn Sie das Unglük eines Mädchens, das doch glüklich seyn konnte, auf Ihrer Sele hätten. Doch was rede ich alles da! Mein edler Karl ist einer solchen Handlung nicht fähig, seinem biedern Herzen ist sie Unmöglichkeit.

Aber die Verführung besonders in L. ist groß; weit sind sie von mir entfernt, lang abwesend. Wie leicht kann es fremden Reitzen gelungen seyn, sich Ihres Herzens zu bemächtigen! Ach, ich zittre bey diesen Zweifeln die mir meine jetzige Schwermuth immer gegründeter vorstellt, je mehr ich denselben nachdenke.

Verzeihen Sie, lieber Freund, meinen Aeusserungen und der Unordnung meiner Gedanken. Hätte ich weniger Liebe zu Ihnen, hätte ich ein minder fühlbares Herz, so würde ich kälter bey der Sache seyn.

Sie können meine Zweifel heben, und mich selbst bey meinen übrigen Leiden heiter machen, wenn Sie mir meine Bitte gewähren, und mir nur mit wenigen Zeilen die Fortdauer Ihrer Liebe versichern.

Thun Sie doch das für Ihre Helene!

Dreyzehnter Brief.

Dieselbe an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich glaubte, Dir verschweigen zu können, daß unsere beyden Aeltern krank darnieder liegen, weil ich immer ihre baldige Genesung hofte, ich kann es aber nun nicht länger, da ihre Schwachheit leider! mehr zu als abnimmt. Unser Willhelm ist ganz allein die Ursache ihrer Krankheit. Er hat der armen Mutter, die ihn auf die zärtlichste Weise warnte, alle kindliche Liebe aufgesagt. Ihr Schmerz darüber ist unendlich groß gewesen, und sie mußte unserm Vater den die ersten Nachrichten von Willhelm schon bettlägerig machten, auf das Siechbette folgen. Liebe Aemilie, unser Haus ist ein rechtes Jammerhaus geworden! Komm und stehe mir bey! Deine Aeltern verlangen ohnediß nach Dir. Ich habe keinen Menschen um mich, als die zwey kleinen Schwestern. Alles liegt auf mir. Dein Mann wird Dir, hoffe ich, gern die Erlaubniß dazu geben, wenn er nicht selbst mit Dir reisen kann. Säume nicht liebe Schwester!

Vierzehnter Brief.

Charlotte Rosenfels zu Altenstädt an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Auch mir, liebe Freundinn, ist der Tag, an dem ich Sie kennen lernte, einer der fröhlichsten mei-

meines Lebens gewesen. Es ist ein seltner Fall, daß ein Paar Herzen auf einander treffen, die sich in ihren Gesinnungen so ganz gleich sind; desto grösser ist die Freude bey denjenigen, die das Glük haben, in diesem Falle zu seyn —

Aber, liebe Freundinn, ich breche gleich von allem ab, um Sie für Ihre Gesellschafterinn, die eine Anverwandtinn Ihres Mannes seyn soll, freundschaftlich zu warnen. Sie ist nichts weniger, als dieß, sondern ein verlaufenes Weibsbild, die vor einigen Jahren in L., ihrer zügellosen Lebensart wegen, verwiesen worden ist. Diese Nachricht habe ich aus gewisser Hand, uud ich kann sie Ihnen schlechterdings nicht verschweigen, obgleich dadurch der Charakter Ihres Mannes ganz zweifelhaft wird. Machen Sie von meiner Offenherzigkeit Gebrauch wie Sie wollen, denn ich bin nicht von der Art Menschen, die nicht anders, als unter dem Versprechen des Nichtverrathens, solche Dinge entdecken, dadurch aber ihren Freund ausser Stand sezen, von der gemachten Entdeckung Nutzen zu haben, und mithin, genau betrachtet, weit besser gethan hätten, ganz zu schweigen. Nein, machen Sie Gebrauch von dem, was ich hier sage! Ich und mein Währmann sind Ihnen alles geständig. Nur gehen Sie gleichwohl behutsam in der Sache.

Ich muß bekennen, daß mir die Aufführung Ihres Mannes ganz räthselhaft ist. Ich kannte ihn nie anders, als auf der besten Seite, als den tugendhaftesten und rechtschaffensten Mann, und gleichwohl streitet dieser Vorgang ganz wider die Vorstellung, die ich von ihm hatte. Denn was kann er für Absichten haben, wenn er ein verlaufenes Weibsbild für seine Verwandtinn ausgibt? — Es sey, wie es sey, es muß sich nun entwickeln, und ich danke Gott, daß Sie vielleicht noch bey rechter Zeit gerettet werden.

Ihrer Einladung kann ich nicht folgen. Meiner Denkungsart nach würde ich in der Gesellschaft Ihres Mannes, nach dem was ich jezt von ihm weiß, nicht vergnügt seyn können. Ich würde ausserdem sehr gern davon Gebrauch machen, da mein Bräutigam in Geschäften des Landes verreiset ist, und bey seiner Abwesenheit es mir hier gar nicht gefallen will. Ich wünsche herzlich eine für Sie möglichst vortheilhafte Auflösung des Räthsels und bin u. s. w.

Funfzehnter Brief.

Willhelm Flate zu L. an Helenen Müllerinn zu Sommerhayn.

Könnte ich doch ein so liebenswürdiges Frauenzimmer mit einer angenehmern Nachricht unterhal-

halten, als diejenige ist, die ich Ihnen auf ausdrükliches Verlangen Herrn Falkens geben soll! Er läßt Sie durch mich bitten, seiner auf die Zukunft zu vergessen, und schikt Ihnen Ihren lezten Brief in der Beylage uneröffnet zurück. Mit Widerwillen befolge ich diesen Auftrag, weil ich weiß, daß eine solche Nachricht Ihrem vortreflichen Herzen wehe thun wird, doch aber mußte ich ihn annehmen, wenn ich Sie nicht in einer noch betrübtern Lage, in der Ungewißheit über die Gesinnungen desjenigen lassen wollte, der Ihnen so lieb ist. Zugleich aber befiehlt mir die Hochachtung, die ich gegen Sie, von dem Augenblicke an gehabt habe, als ich in den Ferien des vorigen Jahres, während meines Aufenthalts bey Herrn Falken, das Glück hatte, Sie und alle Ihre Vollkommenheiten kennen zu lernen, diese Hochachtung befiehlt mir, Ihnen aufrichtig zu entdecken, was die Ursache von der Sinnesänderung ihres Liebsten ist.

Schon seit geraumer Zeit ist er an ein hiesiges Mädchen gekettet, das, bey allem Abstande zwischen ihr und Ihnen, sich seines Herzens dennoch so bemeistert hat, daß dem Andenken an Sie aller Zugang in dasselbe verschlossen ist.

Alle Stunden, die er frey hat, bringt er bey ihr zu, und vergißt darüber oft den Zwek, warum er

er da ist, das Studiren. Seine Bekanntschaft mit dem Mädchen ist so vertraut, daß er ganze Nächte bey ihr ist, und, wenn ich nicht sehr irre, so hat er ihr gar die Ehe versprochen. Es ist unbegreiflich, wie er den Besitz Ihres Unschuldvollen Herzens mit einer Liebe vertauschen konnte, deren unbegränzter Genuß noch vor kurzer Zeit jedermann für Geld feil war: aber es ist doch so! Ich suchte ihn einige Mahle zurück zu ziehn, allein meine aufrichtigen Bemühungen haben ihn gegen mich erbittert, und ich sah mich genöthigt, ihn seiner Neigung ganz zu überlassen.

Sie sind beklagenswürdig, daß Sie einem so Unwürdigen Ihr Herz geschenkt haben, aber doch auch noch glüklich, daß Sie bey rechter Zeit erfahren, wie wenig er Ihrer Liebe werth war. Sollte es Ihnen schwer werden, einen solchen Menschen zu vergessen? Ich glaube es nicht! In dem Herzen einer Helene hat ein Jüngling nur die erste Stelle, so lange er tugendhaft ist, und wenn er diese Bahn verläßt, so kann ihn eine so reine Sele nicht mehr lieben. Ich hoffe und wünsche daher von Herzen, daß es Ihnen leicht werde, einen Undankbaren aus Ihren Gedanken zu vertilgen, und bitte Gott um Verminderuug Ihrer Leiden.

Mit vollkommenster Hochachtung bin ich u. s. w.

Sechzehenter Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich werde wohl hierher gereiset seyn, lieber Karl, um meine Aeltern zu ihrem Grabe begleiten zu müssen, Ihre Schwachheit ist sehr groß.

Aber so weh wie es mir um mein Herz ist, so bin ich doch froh, daß ich hier bin, theils weil ich sehe, daß meine Gegenwart ein Trost für die lieben Kranken ist, theils weil ich meiner armen Schwester zur Unterstützung diene, die ohnedieß selbst ganz hinfällig zu seyn scheint.

Als ich ankam, schlummerten die Aeltern. Ich sezte mich zwischen ihre Lager, und erwartete ihr Erwachen. O wie brach mir mein Herz über die tiefen Furchen, die ihr Angesicht entstellten! Ich konnte eine Menge Thränen nicht zurückhalten, und mein, wider meinen Willen, ausgebrochenes Schluchzen machte sie munter. Sie sahen erst mit einer Miene um sich her, als ob sie sagen wollten: sind wir denn noch immer in dem Qualvollen irrdischen Leben, wo keine Ruhe für uns zu hoffen ist? So bald sie mich aber gewahr wurden, heiterte sich ihr Gesicht auf, und Freude blikte aus den matten Augen, wie eine Frühlingsblume durch den Schnee schimmert. Sie rich-

richteten sich in die Höhe, reichten mir ihre Hände — ach Gott! — die Hände eines Gerippes — und trösteten mich selbst bey den immer zunehmenden Ausbrüchen meines aus dem verwundetesten Herzen hervorbrechenden Jammers.

Weine nicht liebe Tochter, sagte mein Vater, weine nicht über den herannahenden Abschied deiner Aeltern aus einer Welt, wo sie, wie du ja selbst weist, so sehr viel leiden mußten. Uns geschieht wohl, wenn sich unsere Vollendung nahet, und wir danken Gott, daß wir uns nun, allem Anscheine nach, zum Ziele gewunden haben. Zwar macht uns bey allem Eckel, den wir an dem Zeitlichen haben, das Andenken an Dich und Deine Schwestern noch einige Mühe, unsere Selen ganz loszureissen, doch auch hier wird uns das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung unterstützen und die Hofnung, daß Gott, unser Vater, auch Vater derjenigen ist, die er zu Waysen macht, wird uns wegen Deiner zwey noch unerzogenen Schwestern beruhigen, daß wir lächelnd unsere zerstörten Körper zur Ruhe legen werden. Gott sey Dank, daß er Dich noch vor meinem Ende versorgte, vielleicht bist Du nun eine Stütze Deiner andern Geschwister!

Er ertheilte mir und Dir, lieber Karl, seinen väterlichen Segen, und bittet Dich, mir, wenn

Du

Du selbst nicht kommen kannst, zu erlauben, daß ich einige Zeit, und wo möglich bis zu seiner und der Mutter Auflösung hier bleiben darf. Ich habs ihm zugesagt, und weiß, Du wirst nicht dawider seyn, wenn ich meinen frommen Aeltern die lezten Pflichten in ihrem Leben leiste. So traurig mir die Erfüllung derselben wird, so gern möchte ich sie doch vollbringen. Ach wenn ich nur etwas zur Wiederherstellung derselben thun könnte! Aber dazu ist leider! wenig, oder vielmehr keine Hofnung da. Alles, womit ich mich ihnen gefällig mache, ist, daß ich ihnen aus der Bibel, aus Luthers Schriften, dann auch Lieder vorlese oder singe. Ich habe die Sammlung der Lieder, die ich mir, wie Du weist, aus den neuen Dichtern gemacht habe, mitgenommen, und habe meinem Vater eine grosse Freude damit gemacht. Er war schon lang ein Verehrer der Gellertschen und anderer neuen Lieder, und von diesen gefallen ihm einige so wohl und richten ihn, wie er selbst sagt, so auf, daß ich sie vorlesen mußte, bis er sie meistens auswendig konnte. Die lallt er denn so leise nach, wenn ich sie ihm vorsinge, und ich kann Dir nicht beschreiben, mit welcher Freudigkeit er erfüllt wird, wenn er an die Stelle aus einem derselben kommt: „Dein bin ich, dein in Ewigkeit, mich soll das Grab nicht schrecken."

O was ist es doch für eine Glückseligkeit, seine Sele bis an das Grab Unschuldvoll gebracht zu haben. Wie erbaut mich die Freudigkeit meines Vaters, und was beweist die Wohlthätigkeit der Christlichen Religion mehr, als das Ende eines solchen Mannes, der von der Ewigkeit redet, als wenn er schon vormals da gewesen wäre und sie als sein geliebtes Vaterland betrachtet, das er auf einige Zeit verlassen mußte, und der nun die gewisse Hofnung hat, dahin wieder einzugehen, um alle Freuden desselben auf ewig zu geniessen.

Schwerer wird dadurch mein und meiner Schwester Leiden, daß selten jemand aus der Nachbarschaft sich sehen läßt, der unsere Last minderte. Die Einwohner des Dorfs verlassen zwar kaum unser Haus; aber lieber Gott! der Zuspruch dieser Art häuft unsere Schmerzen. Die guten Leute hören nicht auf um ihren, wie sie sagen, treuen und guten Beichtvater zu weinen. Wie uns dabey zu Muthe ist, kannst Du leicht denken. Und so sind wir meistens ohne aufrichtende Gesellschaft, nur Herr Kessel, der Arzt meiner Aeltern, ist oft bey uns. Dieser würdige Mann thut alles, was ihm möglich ist, an seinen Patienten, und es ist ihm nicht genug zu kommen, eine medicinische Anordnung zu machen und wie-

der weg zu gehen, sondern er sorgt auch für die Selenruhe der Kranken, er richtet sie mit seinen Gesprächen auf und vereiniget sich mit uns, wenn wir beten, oder singen. Ein solcher Arzt ist dem Lande, dem er dient, eine wahre Wohlthat. Immer glaube ich, ist es ein Hauptverdienst eines Arztes, wenn er neben seiner gut erlernten Kunst, auch christliche Gesinnungen hat. Seine Aeusserungen darüber flössen mehr Vertrauen ein, und wenn der Patient dieß hat, so dächte ich, hätte der Arzt schon viel gewonnen. Auch kann ein solcher Arzt, wenn er seinen Patienten einmahl gewöhnt hat, auch Zusprüche im Geistlichen von ihm anzuhören, dadurch denn sehr viel Gutes stiften, wenn er überzeugt ist, daß menschliche Hülfe bey dem Kranken aufhört.

Aber wenn ich Dich doch, lieber Mann, nicht so lange missen müßte! Ist es Dir möglich, o so komm und leiste Deiner, Dich über alles liebenden, Frau Gesellschaft! Oft wenn der Jammer mein Herz so quetschet, daß ich in keiner Ecke des Hauses zu bleiben weiß und von Schwermuth und Melancholie aus dem Haus in den Garten und aus dem Garten ins Haus getrieben werde, wünsche ich Dich mit Thränen nur eine Viertelstunde hierher, um an Deiner Seite meinen tiefen Schmerz auszuweinen und Trost zu haben.

O wenn Du die Liebe Deines Weibes wüßtest! Wenn Du doch in mein Herz sehen, so ganz unwidersprechlich Dich überzeugen könntest, wie sehr meine Sele an Dich gefesselt ist! Laß Dir meine Anhänglichkeit an Dir nicht misfallen, und erwiedere sie nur mit der Hälfte von derjenigen Zärtlichkeit, mit der ich Dich schätze. — Kannst Du nicht kommen Bester, so laß mir zu meiner Beruhigung nur durch ein Paar Worte wissen, daß Du noch gesund bist.

Siebzehenter Brief.

Lieschen Hohberg zu Arnswalde an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Das Mahl Simon — rümpfen sie die Nase nicht — das Mahl hat ein Engel über mich gewacht. Denken Sie nur den verteufelten Streich! das Fratzengesichte, die Rosenfels, zu Altenstädt hat an die Lindenfeldinn geschrieben, und ihr meine Maskerade eröffnet. Dank sey es — der Vorsicht — darf ich wahrlich nach meinen Grundsätzen nicht sagen — aber doch dem guten Schiksale, das den Brief, der die schöne Nachricht von Herrn Lindenfelds Muhme ins Haus bringen sollte, in meine Hände gebracht hat. Denn da er ankam, war die Lindenfeldinn schon zu ihren

Ael-

tern gereiset, mein Herr Titular-Vetter, war auch nicht bey der Hand, und husch! hatte denn Lieschen den Brief weg, ging damit auf ihr Zimmer, öffnete ihn gar künstlich, und warf ihn nach Einsicht des Innhalts — ins Kamin.

Nun ist es Zeit Simon, daß sich Ihre Abgesandte auf die Hölzer macht und Ihren Posten verläßt, ohne den Rappell zu erwarten! Unter diesen Umständen werden Sie mir hoffentlich nicht verdenken, wenn ich mich unverzüglich skisire. Verlangen kann ich freylich eigentlich nichts mehr von Ihnen, weil ich die Sache nicht ganz auszuführen vermag, aber bitten darf ich doch, daß Sie mir noch einen kleinen Reisepfennig mittheilen; da ich ja wider mein Verschulden vom Theater wegschleichen muß. Immer thun Sie ein Uebriges an mir, Sie wissen, wie viele Dienste ich Ihnen schon — in vielerley Betracht und unter manchen Verhältnissen, geleistet habe, und können doch wahrlich auch nicht voraus sehen, ob Sie meiner nicht in Zukunft wieder bedürftig seyn möchten. Ich reise an den Ort meines gewöhnlichen Aufenthalts, da können Sie hin spediren, was Sie mir noch willigen wollen! Ich eile — Leben Sie wohl!

N. S.

N. S. Ich mache den Brief wieder auf, um Ihnen zu melden, daß Lieschen ihre Sachen besser machen wird. Sie wird nicht von hier weg gehen, sondern der Rosenfels zum Troz bleiben. Sehn Sie nur, ich hab das alles anders überlegt. So lange die Lindenfeldinn noch bey Ihren Aeltern ist, habe ich ja gar nichts zu befürchten, und ehe sie zurück kommt, soll Rosenfels, wills Gott, in der Grube seyn, in die sie mich zu stürzen gedachte. Noch heut schreibe ich an meine Frau Muhme nach Sommerhayn, und ich müßte meiner Kunst wenig Ehre machen, wenn ich es nicht dahin bringen könnte, daß die Lindenfeldinn gegen Demoiselle Rosenfels mistrauisch werden sollte. Ist es denn einmahl so weit, liebes Simonchen, dann bleibe ich auf meinem Posten und gehe nicht eher ab, bis alles nach ihrem Wunsche ausgeführt ist. Sie erhalten nächstens wieder Nachricht von mir.

Achzehnter Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an den Pfarrer Ludwig zu Eichenthal.

Unsere lange Bekanntschaft, lieber Mann, läßt mich hoffen, daß ich mich Ihnen in einer, mir

sehr am Herzen liegenden Sache vertrauen, und Sie um eine Gefälligkeit bitten darf. Mein Weib ist jezt, wie Sie vielleicht schon wissen werden, bey ihren Aeltern, und mir ist gesagt worden, daß der junge Hübner fleissig daselbst einsprechen soll. Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Nachricht Unruhe macht, und ob ich gleich mehr geneigt bin, die Liebe meiner Frau für unverfälscht zu halten, so wünsche ich doch, über diesen Punkt ganz beruhigt zu seyn.

Sie können mir am besten Licht in der Sache verschaffen. Ich weis, Sie sind oft im Müllerischen Hause und haben die beste Gelegenheit, meine Frau zu beobachten. Es wird sich kein Mensch den Auftrag träumen lassen, den ich Ihnen thue, meine Frau wird ganz ohne Zwang und Ihnen wird es leicht seyn, ihre Wege zu bemerken. Thun Sie das, lieber Freund, nur bitte ich, daß Sie mir Ihre Entdeckungen ohne Zurückhaltung bekannt machen, sie mögen seyn, welche sie wollen. Hübner ist ein luftiger Mensch, dem die Verführung eines Frauenzimmers eine Ehrenthat ist, und wie leicht wird nicht ein Weib berückt! Geben sie mir bey der nächsten Gelegenheit Antwort, und so bald Sie etwas merken, so säumen Sie nicht, mich es wissen zu lassen. Ich bin u. s. w.

Neunzehnter Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Mach der Possen nicht zu viel Bruder. Hast Du das Ding nicht schon weit genug getrieben? Ich mögte nur wissen, wie Du so hartherzig seyn und oben drein an so abentheuerlichen Einfällen, als die Entführung der Lindenfeldinn ist, Geschmack haben könntest! Laß es seyn mit den wunderlichen Streichen, am Ende kannst Du wahrlich noch in grosse Verantwortung kommen, wenn, wie es gar wohl möglich ist, die Sache entdeckt werden sollte Nunmehr, dächte ich doch, wärest Du in den Jahren, wo man aufhört, dergleichen Komödien zu spielen, und die vorher gespielten zu bereuen. Ich wenigstens denke jezt ganz anders, als ich vor zehn Jahren dachte, und würde gern Geld darum geben, wenn ich manchen schlechten Streich, den ich verübt habe, ungeschehen machen könnte. Da das aber nicht möglich ist, so suche ich den Schandfleck, den mein Lebenslauf so mancher bösen Handlungen wegen hat, durch die strengste Erfüllung der Pflichten, die ich als Mann, Vater, Freund und Herr habe, abzuwischen, und lebe bey diesen Grundsätzen, bey Gott! glücklicher, als ich jemals gelebt ha=

habe. Ich fühle in dem Umgange mit einer vernünftigen und zärtlichen Gattin, wie weit eine wilde Leidenschaft einer ordnungsmässigen Liebe nachsteht, und wie sehr das eheliche Glück den Ausschweifungen vorzuziehen ist. In dem Zirkel meines Weibes und meiner Kinder empfinde ich in einem Abende mehr wahre Wonne, als mir alle meine vorherigen Vergnügungen, so abwechselnd sie auch immer waren, zusammen genommen, gewähren konnten. Wenn ich des Tages über meine Geschäfte besorget, das ist, wenn ich die nöthigen Anordnungen bey meiner Wirthschaft verfügt, die Bitten meiner Unterthanen gehört, und wenn sie gerecht waren, erfüllt, Plane zur Verbesserung meiner Dörfer und ihrer Bewohner ausgeführt, den Mängeln auf meinen Gütern nachgespürt, und Mittel ausgesonnen habe, wie ihnen abzuhelfen, wie jedem meiner Leute das Leben recht leicht und froh zu machen ist; dann setze ich mich in meine Wohnstube neben mein fleissiges Weib, und um mich herum schliessen die Kinder mit ihrem Informator einen Kreis. Da bringe ich die Zeit theils mit Untersuchung des Wachsthums meiner Kinder in ihren, obgleich noch geringen, Wissenschaften, theils mit Bücherlesen, theils mit Erzählungen zu, die ich meiner Frau von den an diesem Tag vollendeten Geschäften mache, und höre von ihr wieder an, was in

Sachen, die ihrer Aufsicht übergeben sind, vorgefallen ist. Ist es Sommer, so gehen wir in den Garten, oder spaziren auf den Feldern und Wiesen herum. Oft kommt auch mein guter ehrlicher Pfarrer Falk, den ich noch nicht gar lange hier habe, zu mir, und macht mir manche frohe Stunde. Mein Vorurtheil Bruder, gegen alle Leute von seinem Stande, das ich sonst so gut, wie Du hatte, ist weg, nachdem mich unpartheyisch gemachte Erfahrungen belehrt haben, daß es im geistlichen Stande eben so gut rechtschaffene Männer gebe, als irgend in einem andern, und daß man den ganzen Orden, mancher in demselben befindlichen Schurken wegen, deren es in allen Ständen eine verhältnißmäßige Anzahl gibt, nicht verachten müsse. Sieh, so lebe ich vergnügt und wenn auch zuweilen meine Krankheit, das Podagra, mir trübe Tage macht, so weiß ich mich doch jezt auch hierin in Geduld zu finden, und auch diese Tage gehen hin, ob sie mir gleich länger werden.

O lieber Freund, wenn Du doch auch meinem Beyspiel folgen, auch, so wie ich, das wilde Leben verlassen, und Dir eine würdige Gattin wählen wolltest! Du würdest finden, wie recht ich habe, wenn ich meinen jetzigen Zustand lobe!

Wegen der Lindenfeldinn bitte ich Dich nochmals um Sinnesänderung. Wenigstens muß ich Dir Deine Bitte, die Du deswegen an mich gethan hast, ganz abschlagen. Sollte ich auch Deinen Haß auf einige Zeit ertragen müssen, so kann ich doch in so etwas nicht willigen. Es ist wahr, Du weist meine Geheimnisse, und könntest durch deren Eröffnung mein häusliches Glück umstürzen, aber meines Interesse wegen darf ich doch keinen Theil an Deinen Handlungen nehmen, die auf das Unglück unschuldiger Personen abzwecken. Ich hoffe auch nicht, daß Du einen alten Freund deswegen verrathen wirst, weil er an der Ausführung einer That, wie die Entführung der Lindenfeldinn ist, nicht mit Hand anlegen will. So ganz verdorben kannst Du nicht seyn. Folge mir, Brüderchen, laß ab von der Verfolgung des Müllerischen Hauses, und entsage den Abentheuern, die Du vorhast.

Besuchen kann ich Dich jezt nicht, weil ich eben mit Geschäften überhäuft bin, es soll aber, wenn Du über meine abschlägliche Antwort nicht böse wirst, nächstens geschehen, und da will ich mich mit Dir über Deinen Falben herzlich freuen. Lebe wohl!

Zwanzigster Brief.

Leonhardt Redlich zu Uttenhof an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich bin gar nicht mit Ihnen zufrieden, lieber Lindenfeld! Sie haben alles zu voreilig angefangen, sich zu schnell von der Eifersucht übereilen lassen, und bey Ihrem Verfahren der Vernunft keine Stimme gelassen. Ihre ersten Zweifel an der Treue Ihrer Frau, da sie noch Braut war, sind gar nicht zu vertheidigen. Alles was sie mir zu Begründung derselben geschrieben haben, ist nicht so beschaffen, daß es das Vertrauen auf die Ehrlichkeit eines sonst unbescholtnen Mädchens wankend machen sollte. Und wenn ja ihr Herz so empfindlich war, daß es auch den geringsten Schein wider die Treue Ihrer Geliebten nicht ertragen konnte, so sollten Sie Ihre Zweifel Ihrer Verlobten aufrichtig entdecken und sich Auskunft darüber geben lassen. Auf alle Fälle gingen sie dann am sichersten. War Ihr Verdacht gegründet, so war es billig und recht, Ihr Bündnis zu trennen, war er aber nicht gegründet, so waren Sie beruhiget. Was konnte Ihnen Ihr Stillschweigen helfen? Sie behaupten Ihre Frau immer recht zärtlich geliebt zu haben, aber, nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich dieses bezweifle. Hätten Sie die so zärtliche Liebe zu ihr gehabt, so

so mußten Sie auch Vertrauen zu ihr haben, und hatten Sie dieses — wie war Ihnen möglich, mit der Entdeckung Ihrer Muthmassungen zurück zu halten? Bis daher schon war Ihr Betragen nicht zu billigen.

Was soll ich nun gar davon sagen, daß Sie einer unbekannten Weibsperson so gerade zu glauben, wenn Sie Ihnen dergleichen Nachrichten von Ihrer Frau gibt? — Sich sogar mit ihr in ein Bündnis einlassen und Ihre Frau durch das Vorgeben ihrer Verwandschaft mit dem Weibe hintergehen? Erlauben Sie mir immer, wenn Sie mich noch als Ihren alten Lehrer ansehen, daß ich Ihr Betragen äusserst unüberlegt nennen darf. Für denjenigen, der solche Vorgänge in der Ferne mit kaltem Blute überlegt, ist es ganz unbegreiflich, wie ein Mann, der seine Frau zu lieben vorgibt, sich lieber einer unbekannten Person, als derjenigen, die ihm die Nächste seyn sollte, vertrauen, wie ein vernünftiger Mann seine und seiner Frau Ehre so leichtsinnig auf das Spiel setzen kann. Denn lassen sie Ihre angebliche Frau Muhme nicht redlich seyn — so sind Sie und Ihre Frau in Gefahr. Und redlich ist das Weib nicht, sie mag seyn, wer sie will, so wahr ich Redlich heisse! Ein Weib, das so keck ist, einem unbekannten Manne Nachrichten von der Untreue seiner Gattin zu sagen, ist eine nichts-

würdige Kreatur auch dann, wenn diese Nachrichten wahr wären. Denn was kann sie für Absichten dabey haben? Aus Freundschaft geschieht die Entdeckung nicht, weil sich zwischen einem Mann, den sie zum ersten Mahle kennen lernt, und ihr noch keine Freundschaft denken läßt. Geschieht es aber nicht aus Freundschaft, so mag die Absicht seyn, welche sie will, so ist sie nicht gut. Und nun gar noch sich aufzuwerfen, einen Spion zwischen Eheleuten abzugeben! — Kann was schändlichers seyn? Ich befürchte leider, hinter dem Weibe stekt etwas, und ich kann mir gar nicht erklären, wie der Mann, der sonst so bedächtlich in seinen Sachen war, jezt so unbegreiflich unüberlegt handelt.

Ich weiß zwar wohl, daß Eifersucht ein Ungeheuer ist, das die größten Verwüstungen in den Verbindungen der Menschen anrichtet, ich weiß Fälle, wo sich besonders der weibliche Theil durch die Eifersucht so verblenden lies, daß der offenbar nahe Umsturz ihres ganzen Glücks und der Fall ihrer Familie keine Sinnesänderung in ihnen hervorbringen konnte; das findet aber doch nur bey denjenigen statt, die nicht wissen, wie sie ihre Vernunft zum Steuermann ihrer Handlungen brauchen sollen. Oft auch, sehr oft ist der Grund der Eifersucht nichts als bloßer Stolz, man dünkt sich entehrt bey dem Gedanken, daß vielleicht

noch

noch jemand an derjenigen Liebe Antheil nehmen möchte, die wir glauben ausschliessend besitzen zu müssen. Wäre dieß nicht wahr, so könnte nie Eifersucht seyn, wo keine Liebe ist, aber ich weiß aus der Erfahrung, daß Weiber auf ihre Männer mit der größten Raserey eiferten die sie gar nicht liebten.

Allenfalls kann man bey Personen ohne Erziehung noch etwas zur Vertheidigung ihrer Gränzenlosen Thorheit auffinden; aber von einem Lindenfeld, dem es von Jugend auf so oft gesagt worden ist, daß die Vernunft die Leidenschaften beherrschen soll, hätte ich nimmermehr geglaubt, daß er sich so blenden lassen sollte. Sagen Sie mir nicht dagegen, daß Sie das für das beste Mittel gehalten haben, Ihre Frau von ihrer Untreue zu überführen, und daß Sie ihr durch eine Eröffnung Ihrer Muthmassungen nur Gelegenheit gegeben hätten, sich für dieß Mahl heraus zu reden, und ihre Abwege in Zukunft geheimer zu gehen! War Ihre Frau wirklich in gegründetem Verdachte, so würde es sehr leicht gewesen seyn, aus ihrem Betragen bey einem solchen Vorhalte ihre Schuld oder Unschuld zu schliessen. Sie müßte denn durch lange Uebung der Laster die Verstellungskunst aufs höchste gelernt haben; dann könnte sie aber das nicht seyn, was Sie von ihr

ge-

gerühmt haben! — Nichts redet für Sie, und wenn die Sache bekannt werden sollte, so würden Sie das Urtheil von Ihren guten Einsichten auch bey Ihren Freunden schwankend machen: was wird nun bey Ihren Feinden geschehen? Soll ich Ihnen rathen, so entdecken Sie Ihrer Frau sogleich alles, und entfernen Sie Ihre angenommene Muhme auf die schicklichste Art, die möglich ist, aus Ihrem Hause, damit sie nicht durch das Weib in üble Nachrede kommen, wenn Sie durch eine harte Behandlung zur Rache gereizt würde. Ist Ihre Frau, wie ich ganz gewiß hoffe, unschuldig, so wird es ihr leicht seyn, Ihnen alle Ihre Zweifel zu benehmen; ist Sie es aber wider allen Anschein nicht, so wird sie das nicht können, und Sie werden dann durch eine kluge Veranstaltung allein eben so weit kommen, als wenn sie das Weib ferner zur Vertrauten hätten. Folgen Sie meinem Rath je eher je lieber, denn so lange ich diese unbekannte Person in Ihrem Hause weiß, bin ich nicht ruhig. Den Ton, in dem ich mit Ihnen rede, vergeben Sie mir doch? Sie wissen daß ich so gegen Sie gesonnen bin, wie ich heisse —

Redlich.

Ein und zwanzigster Brief.

Lieschen Hohberg zu Arnswalde an Ernst Hübner zu Heiersbrunn.

Das Ding will nicht klappen, lieber Hübner. Eben da ich glaubte, einen guten Fang zu thun, führt der Geyer die Lindenfeldinn zu ihren Aeltern, und da ist mir denn alle Gelegenheit abgeschnitten, in das Kabinet zu kommen, weil der Lindenfeldinn Zimmer, woraus ich mich hineinschleichen wollte, bey ihrer Abwesenheit von dem superklugen Herrn Lindenfeld verschlossen worden ist. Und aus dem Hause geht er mir nicht, weder bey Tag noch bey Nacht. Der Teufel weiß, wer dem Kerl etwas in den Schedel gesezt hat, er ist nicht mehr so vertraut, wie sonst, und das Zuschließen steht mir gar nicht an. Ueberhaupt wäre ich jezt gern weg. Denn da hat auch der Satan eine Bekannte der Lindenfeldinn geblendet, daß sie ihr die Erdichtung meiner Verwandtschaft mit ihrem Manne kund und zu wissen gethan hat, und, ob ich schon glücklicher Weise den Brief unterschlagen konnte, und sogleich den Saamen der Zwietracht in der Lindenfeldinn Herz gesäet habe, der so reichlich aufgehen und wachsen wird, daß ich unter seinem Schatten noch eine Zeit lang werde wohnen können; so dürfte das

Ding doch in der Ferne nicht gut thun. Weit davon zu gehen, möchte da wohl auch gut seyn, wenn unvermuthet ein Schuß geschehen sollte, nur will es mir durchaus nicht in den Kopf, daß ich mit leeren Händen ziehen soll. Jezt ist einmal die Gelegenheit da, etwas beträchtliches an sich zu bringen, wer weiß, wenn die wieder kommt! Aber allen Ernst muß ich doch brauchen, daß ich Lindenfelden den Kopf schwindlich mache, und da mußt Du Hand mit anlegen. Du mußt jezt fleissig nach Sommerhayn reisen, und Dich so viel als möglich um die Lindenfeldinn herum schmiegen. Denn ich habe den Herrn Vetter leicht überreden können, daß sein Weib Deinetwegen zu ihren Aeltern gereiset sey, und ihn versichert, daß wenn er Glegenheit hätte, aufpassen zu lassen, er von der Wahrheit der Sache überzeugt werden würde. Er war bey allem den Mistrauen, das ich jezt an ihm wahrzunehmen glaube, dennoch Schaafkopf genug, mir zu glauben und mir so gar zu eröffnen, daß er einen guten Freund in der dortigen Gegend an dem Pfarrer Ludwig zu Eichenthal habe, dem er deshalb Auftrag thun wolle. Nun wirst Du Dich darnach zu achten wissen, Junge! Du must durchaus in das Müllerische Haus, so sehr Dir auch das Kopfhängen der Heiligenfresser zuwider seyn mag. Du wirst ja so lange aushalten können, und besser wirst

Du

Du thun, wenn Du in Schaafskleidern einher gehest und Dich so religiös anstellst, wie ein vertriebener Mährischer Bruder, bey welcher Rolle Du Dir, nach meinem, jedoch unvorgreiflichen, Gutachten, den Weltbekannten Freyherrn von Mortezini, der die Weiblein und die Männlein in Residenzen und Bauerhöfen weidlich gefangen zu nehmen wußte, zum Muster wählen kannst. Da wirst Du die Lindenfeldinn gar freundlich gegen Dich machen, und das darf denn der Spion meines Herrn Vetters nur etliche Mahle bemerken, husch, wird er an seinen Herrn Gewaltgeber schreiben, und ich werde die Vertraute des Hauses von neuem seyn. Habe ich es erst wieder so weit, dann werde ich schon wissen, was ich zu thun habe.

Mach Deine Sache gut, Kerlchen, daß meine Arbeit nicht umsonst gethan ist. Hörst Du?

Zwey und zwanzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Lieschen Hohberg zu Arnswalde.

Jezt ist mirs lieb, daß die Sache Anstand hat, ich hätte beym Teufel! nicht gewußt, wo ich

mit der Lindenfeldinn hin sollte, denn der Schlaraffe, der Baron Lilienthal, hat mir die Zuflucht zu ihm abgeschlagen. Ich möchte nur wissen, von wem sich der dumme Teufel so hätte umstempeln lassen. Er redet wahrlich jezt, als wenn er in einer Dorfpfarre beym Katechismus-Lernen und der Bibel aufgezogen wäre. Wenns lang wird, geht der Kerl noch wohl gar unter die Herrnhuter, oder errichtet auf seinen Gütern eine eigne Gemeinde, bey der er selbst in eigner hohen Person pontificirt. Ich schäme mich, daß ein solcher Kavalier, wie Lilienthal sonst war, seinen Stand so zu Schanden machen, und wie der gemeinste Schulmeister reden kann. Denn er hat mir da so viel Wesens von Erfüllung seiner Pflichten gemacht, und was er dabey für ruhige Tage habe, daß ich das Zeug gar nicht einmahl recht durchlesen mogte. Wenns aus und aus ist, so hat sich die podagrische Materie aus seinem Körper ins Gehirn gezogen und der Kerl ist ein Narr, wie es jemals einen unter dem Monde gegeben hat. Aber Du sollst mir das nicht umsonst gethan haben! Simon van der Hardt rächt sich gern, und das wird er an Dir so thun, daß Deine häusliche Herrlichkeit bald ein Ende nehmen soll. — Mir, seinem alten Freunde, eine so geringe Bitte abzuschlagen? Ich will Dir schon einen Streich spielen. —

Indessen will ich auf eine andere Einrichtung denken. Richte Dich nur darnach, daß Du die Sache noch eine Zeit aufhältst. Da schicke ich Dir ein Päktchen mit, denn ich weiß doch, daß der Madame Eifer gar bald rostet, wenn man nicht immer mit dem Schmieren dahinter her ist.

Drey und zwanzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an Leonhardt Redlich zu Uttenhof.

In dem Augenblicke, da ich Ihren Brief erhalte, setze ich mich hin, ihn zu beantworten.

Ja wohl ist die Eifersucht ein Ungeheuer, das alle menschlichen Freuden untergräbt und ich glaube immer, der Mann, der den Umgang seiner Frau, so verdächtig er auch seyn mag, nicht untersucht und lieber fremde Kinder ernährt, als sich die Mühe gibt, auf die Handlungen seines Weibes Acht zu haben, ist glücklicher, als der, den jeder entfernte Schein einer Untreue in Harnisch bringen kann. Aber, wenn man nun einmahl so ein unglückliches Temprament hat, daß man, es sey aus Liebe oder Stolz, bey der entferntesten Wahrscheinlichkeit, es könnte noch jemand ausser uns sich eines Genusses bemächtiget haben, den wir nur allein wünschen, für Wuth schäumet.

Ich will mich deswegen nicht vertheidigen. Sie haben Recht, lieber Mann, ich habe übereilt verfahren und die Eifersucht hat die Wirkungen des Verstandes verhindert. Ich will auch Ihrem Rath folgen, nur noch etwas will ich erwarten. Meine Frau ist jezt bey ihren Aeltern, und die Hohberg schwört mir zu, ihre Reise dahin sey Hübners wegen vorgenommen worden. Ich habe einen guten Freund in dortiger Gegend, der ohnedieß oft in meiner Schwiegerältern Hause ist, den habe ich gebeten, daß er meine Frau beobachten und mir von ihrem Verhalten Nachricht geben soll. Finde ich hier nichts tadelhaftes so soll sie sogleich alles wissen, und Hohberg soll aus meinem Hause. Das muß ich aber doch noch abwarten. Wäre ich nicht ein Thor, wenn ich mich ihr jetzt entdeckte, da sie vielleicht mehr als jemals daran ist, Untreue an mir zu begehen? Sollte die Hohberg keine gewisse Nachricht haben, wie könnte sie so kek seyn, mir so etwas vor zu sagen. Sie müßte doch erwarten, daß mir die Augen aufgehen könnten, und auf den Fall hätte sie wahrlich keinen guten Abschied aus meinem Hause zn hoffen. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mein Vertrauen so groß nicht mehr zu ihr ist, als vorher. Wenn ich nur bald gute Nachricht von meinem Freunde bekomme. Ich will gern thöricht gehandelt haben, wenn ich nur

auf diesem Wege zur Ueberzeugung von der reinen Liebe meines Weibes komme.

Ihnen danke ich sehr für Ihren gütigen Brief, und bitte Sie, mich nie mit Ihrem Rath zu verlassen, wenn ich in jeder Lage, wo ich dessen bedarf, mich an Sie wende.

Meine Geschäfte, die mich jetzt sehr drücken, rufen mich ab. Leben Sie wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Helene Müllerin zu Sommerhayn an Karl Falke zu L.

Gott, was habe ich erfahren müssen! Mein Karl untreu, mir untreu! So mit Vorsatz untreu, daß er standhaft genug ist, mir die Veränderung seiner Gesinnung selbst bekannt machen zu lassen! O wie unbeschreiblich unglücklich bin ich! O wie unbeschreiblich ruchlos sind Sie! Sie, in Zukunft ein Prediger? — Nein das sollen Sie nicht werden, und wenn sie schon vor dem Altare ständen, um zu diesem Umstande eingeweyht zu werden, so will ich die Verrätherey, die Sie an mir begangen haben, Ihre Aufführung in L. mit einer — das werden Sie am besten wissen, was sie ist, oder gewesen ist — entdecken,

und hindern, daß ein Ungeheuer Gottes Tempel verunehre. — Ich will das thun! — O welches unermeßliche Leiden! Der, der mich sonst so ganz an sich fesselte, sich mit mir so feyerlich verband, dem mein Herz ein Geschenk des Himmels war, der zerreißt mit lachendem Munde das Band, das er knüpfte, zerreißt die Verbindungen, die er mit Eidschwüren versiegelte, schleudert das Herz von sich, das er selbst suchte, und tritt es mit Füßen! Und da sitze ich nun verlassen von dem, der meine einzige Stütze seyn sollte, und weiß keinen Trost! Bald braust mein Herz, durch gerechten Unwillen empört, bald möchte es für Jammer schmelzen. Fluch wird Sie treffen und verfolgen bis an Ihr Grab, Verräther!

O wenn ich Sie doch verrathen könnte! Sie, der Sie aller Verachtung so würdig sind! Wenn ich doch Ihr Bild aus meinem Herzen vertilgen könnte, als wenn es nie darin gewesen wäre; dann wäre mein Zustand erträglich. Aber, das zu können, müßte ich ein Herz haben, wie Sie. Ich kann Sie nicht einmal hassen, und so sind die Greuel einer unglücklichen Liebe in gehäuftem Maase über mich ausgeschüttet. Fürchten Sie nichts bey meiner Verzweifelung? Bereuen Sie nicht, ein Mädchen unglücklich gemacht zu haben, das so ganz an Ihnen hing! — Ha, fühlen, bereuen!

reuen! Wie könnte das der, der mit so gutem Bedachte sein an ihn mit ganzer Seele hangendes Mädchen von sich gewiesen hat! — Sitzen werden Sie da bey der Dirne, die Sie mir raubte, und mich verlachen, meiner Leichtgläubigkeit spotten. —

Immer thun Sie es, vollenden Sie Ihre schwarze That so, daß Sie ein Meisterstük der Bosheit aufstellt, und freuen Sie Sich über mein Unglük. Vielleicht aber wird diese Freude nicht lange dauern, vielleicht hat Helene bald ausgelitten, und dann, wenn sie, einer Welt entrissen ist, wo Bubenstücke Heldenthaten sind, an jenem Rande des Grabes stehet, wird sie Ihrer lachen, und die Reyhe wird vielleicht an Ihnen seyn, zu verzweifeln, und das, Sie hören es doch? wird vielleicht bald geschehen!

Fünf und zwanzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Lieschen Hohberg zu Arnswalde.

Höre Hohberg, Dein Dienst ist aus! Die Lindenfeldinn mag bleiben wo sie ist, mein Anschlag auf sie ist aufgegeben. Ich habe ihre Schwester gesehn, und das war genug, mich von allem an-

dern abzuziehen. Alle Wetter, das ist ein Mädchen! Ein herrliches Mädchen! — Doch Du wirst wissen wollen, wie ich zu der neuen Bekanntschaft gekommen bin — Bekanntschaft? Ja so weit ist es noch nicht, nur gesehn hat sie der arme Tropf von einem Simon erst. Und das letzthin, als ich dem grossen Rekruten-Transport entgegen ritt.

Ich kam gegen Abend an ihr Dorf, ritt vor ihrem Garten vorbey, und sah sie mit untergestützten Armen in einer Laube sitzen. Sie sehen und vom Roß herunter fliegen, war eins. Mein Bedienter mußte meinen Gaul an die Hand nehmen und voraus reiten, und ich schlich mich nahe an den Zaun, um sie recht genau anzusehen. Himmel, welch ein Mädchen ist das! Gern spräche ich es wäre ein Engel, wenn ich sonst welche glaubte. Aber kurz, Lieschen, so was kam mir noch nicht vor. Eine Gestalt, so voll Majestät, daß ich sie zum Urbilde nehmen würde, wenn ich ein Mahler wäre, und die Venus mahlen sollte. Dann ein Gesicht — ein Busen — stelle Dir ein Meisterstück der Natur vor, wenn Du kannst — das ist das Mädchen! Ich stand da unbeweglich, ganz in ihr Anschauen versenkt. Sie schien im Nachdenken über ein Leiden vertieft, denn sie sah starr auf ein Flek. Einzele Thränen fielen in ihren Schoos, und nur zuweilen richtete

sie

sie ihre schwarzen Augen zum Himmel empor und rang die Hände.

Ein kleines Mädchen kam und unterbrach sie in ihrem Nachdenken.

„Was fehlt Dir Schwester, sagte die Kleine, indem sie sich an ihren Arm hing, und auf den Schoos schwang? Wer hat Dir was gethan?“ —

Mit unnachahmlichem Anstand, schloß sie das kleine Mädchen in die Arme, wischte sich die Augen, und sagte: „niemand, liebes Karlchen!“

„Ach, es fehlt dir was, fuhr die kleine fort, „weinst ja! Sieh, weine nicht, will dir da den Veilchenstraus schenken, kanns gar nicht leiden, wenn die Menschen traurig sind. Hast ja immer zu mir gesagt, wer auf den lieben Gott trau, sey immer vergnügt, traust du denn nicht mehr dem lieben Gott? Ist ja so ein guter Gott, und hat uns unsern lieben Papa und Mama wieder geschenkt.“

„Du brichst mir das Herz Mädchen,“ sagte die andere, „komm, wir wollen spazieren gehen.“

„Nein,“ antwortete die Kleine, „laß mich beten. Sieh da haußen bete ich so gern, wenn so hübsch Wetter ist, und da denk ich immer, die Blumen dort und die Bäume beten auch mit.“

„Nun so bete Karlchen.“

Das

Das Mädchen faltete darauf ihre kleinen Hände und betete da ein Haufen Zeugs her.

So gern ich sonst dergleichen Erscheinungen ausweiche, — so stand ich doch da, wie angemauert. Mein Paar Augen, das doch, — soll mich der Teufel hohlen! — immer sonst mehr auf einmahl zusammen fassen kann, als sonst zehn Paar andere hundsfüttische Gucker, wenn sie auch wie die Zwiebeln vorne heraus hängen sollten, war dieß Mahl gleichwohl zu kurzsichtig, die Annehmlichkeiten alle auf ein Mahl zu bemerken, die hier vor mir waren, und ich wollte mir doch keine entgehen lassen. Ich wartete das Gebet aus, und, so wenig ich sonst, wie gesagt, dergleichen Pasteten geniessen kann, so hätte ich doch dieß Mahl, als sie aufstiegen uud den Garten verliessen, herzlich gewünscht, daß das Beten länger gedauert hätte.

Ich sah ihnen nach, und stand, ob ich sie gleich nicht mehr im Gesichte hatte, in den Gedanken über die mir noch nie vorgekommenen Reitze des Mädchens vertieft, noch eine gute Weile und zwar, wie ich gewiß glaube, ganz Pinselmäßig da, ging endlich doch fort, rief aber meinem Kerl, daß er wieder umkehren sollte. Denn ich entschloß mich, die Nacht hier im Dorfe zu bleiben und auszukundschaften, was es doch

wäre,

wäre, wodurch das arme Mädchen so sehr in Leiden versunken sey. Ich erfuhr nichts. Aber es ward mir von dem Mädchen ein Rühmens gemacht, daß die Lust zum Anbeissen immer mehr wachsen mußte. Ich glaubte, sie am andern Morgen noch ein Mahl sehen zu können, aber es war nichts. Simon van der Hardt mußte, so sehr ihm das auch im Kopfe herum krabelte, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen, dem verdammten Rekruten-Volke entgegen reiten. Auf dem Rükwege ward mir eine andere Marschroute nach historisch-politischen Grundsätzen meines hochverehrlichen Herrn Obersten vorgeschrieben und ich bin so gar nicht wieder auf das Dorf zugekommen, habe aber, unter uns gesagt, dem Burschen für seine mir ungelegene Weisheit, tausend Wetter auf seinen vermaledeyten Kahlkopf gewünscht.

Lieschen, das ist eine Entdeckung! die Lindenfeldinn ist nichts gegen ihre Schwester und drum will ich auch nichts mehr von ihr wissen, ob sie mich gleich schon ein beträchtliches kostet, und ich bey ihrer Schwester wieder von vorne anfangen muß. Es soll aber verschmerzt seyn, und damit Du Dich nicht über mich beschweren kannst, so folgt da noch etwas zum Abschied für Dich, und Du kannst nun Deine Station verlassen, oder

wenn

wenn Du Ursachen dazu hast, Lindenfelden noch länger die Ehre Deiner Verwandschaft zu gönnen, auch bleiben, wie Dir das immer gefallen mag. Aber ich kann Dich jezt nicht weiter brauchen. Doch will ich Dich nicht ganz verreden, und dann werde ich Dich schon zu finden wissen, und wenn Du auch in einer bezauberten Höhle hausen, oder Dich mit dem Herrn Satan in ein Bündniß eingelassen haben solltest.

Sechs und zwanzigster Brief.

Derselbe an Leonhardt Flaten auf dem Dornbusche.

Was machst Du alter ehrlicher Schnurrbart! Habe ich doch in langer Zeit nichts von dem närrischen Maulaffen gehört! Mich soll es freuen, noch mehr aber, wenn Du noch der brave Kerl bist, mit dem man was anfangen kann; denn siehe! ich brauche einmahl und zwar recht dringend Deine Hülfe. Da hätt ich so ein Frauenzimmerchen, das ich gern an einem sichern Orte unterbrächte, und kein Ort scheint mir gelegener dazu, als Dein Eulen-Nest dort auf dem Berge. Was meynst Du dazu? Wolltest Du mir wohl in Deinem Hause Gelegenheit zur Aufnahme einer gekaperten Dulcinea verschaffen? Das ver=

versteht sich Narr, daß ich Dich für alles honorable bezahle, so wie Simon van der Hardt zu thun gewohnt ist. — Du verdienst ja sonst immer gern etwas extra, Du wirst Dich doch jezt nicht etwa erst geändert haben, daß Du Bedenken tragen solltest, ein hübsches Stückchen Geld mit leichter Mühe in Deine Klauen zu bringen. Fast sollte ich das, nach Deiner, mir von langer Zeit her noch beywohnenden Politik für unmöglich halten. Du müßtest denn in Deinem Rattenneste den Schatz gefunden haben, von dem Du immer nach Hörensagen gepapelt hast, oder müßtest hinter das Goldmachen gekommen seyn.

Besinne Dich Knabe, und wenn Du Lust hast, so komm her zu mir: denn haben muß ich Dich, wenn ich etwas ordentliches ausführen will. Du must mir helfen die Kröte fangen und sie dann in Deine Mördergrube bringen. Auf meine Leute kann ich mich nicht recht verlassen, sie sind ja nun so, aber keinen Flaten habe ich doch nicht mehr, und wenn man denkt, es ist alles wie eine Uhr zusammen gerichtet, daß es an nichts als am Aufziehen fehle, wenn das Werk gehen soll, so wird doch immer ein Maulaffe wenigstens einen dummen Streich machen, und da muß man denn hinten und vorn dabey seyn. Auf Dich aber, Knasterbart, kann ich mich verlassen, mit Dir will

ich den Teufel aus der Hölle locken, wenn einer darin ist. Der alte Karl hat aber auch Erfahrung genug, und in die Schule, in der Du erzogen bist, kommen sie nicht alle. Machs kurz Alter, komm gleich, Du sollst wohl bey mir bewirthet werden. Schnaps sollst Du da zu saufen kriegen, so viel Du magst, und, wenn Du willst, kannst Du Dich gar unter das Brandweinfaß legen, und den Hahn auf Dein Maul richten. Dein alter Wanst soll sich auch nicht zu beschweren haben.

Mach ja und komm! Hörst Du?

Sieben und zwanzigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Die Vorsicht hat mir ein großes Leiden zugeschickt, Herr Baron. Mein Sohn, mein einziger Sohn, den ich mit so vieler Hoffnung vor einigen Jahren auf die Akademie nach L. schickte, ist — gestorben.

Ach daß ich doch nicht gleich auf die erste Nachricht von seiner Unbäßlichkeit zu ihm gereiset bin! Schon lange schrieb er mir, daß er kränklich

lich sey, ich hielt aber seine Krankheit nicht für gefährlich, und bekomme jezt schon die Nachricht von seinem Absterben. O wie mich das beugt und zu Boden drükt, das können Sie nicht glauben! Ich weiß alle Trostgründe in diesem Falle, ich weiß, daß der Todt meines Sohnes von Gott kommt, daß es also mit seinem Absterben wohl gethan seyn muß; ich weiß und habe die gewisse Hoffnung, daß ich ihn einstens dort in jener Welt wieder finden werde: bey dem allen aber fühlt mein Herz, daß es das Herz eines Menschen ist, dessen — wenigstens erste — Gefühle sich durch Vernunftgründe nicht weg demonstriren lassen. Ich bekenne das gern, und will lieber mich und mein weiches Herz tadeln lassen, als daß ich aus Stolz eine Fassung affectiren sollte, die ich nicht habe.

Ach, ich armer Mann! Da bin ich nun noch allein in der Welt, und die Hoffnung, die mich in so mancher trüben Stunde aufrecht gehalten hat, die süsse Hoffnung, an meinem Sohne einst eine Stütze zu finden, ach, die ist dahin! O stärke mich Gott in dem Leiden, das mir deine Vaterhand — das bleibt sie doch, wenn sie auch schlägt! — das mir deine Vaterhand auflegt! Entfernt soll von mir jede Empfindung seyn, die Murren gegen deine Fügung hervorbringt, aber

klagen, weinen laß mich Gott, und rechne es mir nicht zur Sünde an, wenn mein Jammer groß ist.

O mein Kind war so ein frommer Jüngling. Seine Lehrer und alle die ihn kannten, geben ihm das beste Zeugniß, und beklagen sein frühes Ableben. — Ich weiß, Sie haben Mitleiden mit mir Herr Baron, darum klage ich Ihnen mein Leid, um mir nur einiger Maßen Luft zu schaffen. Kommen kann ich aber nicht, ob ich gleich herzlich wünschte, Sie zu sprechen, um in Ihrem Umgange auf einige Stunden meinen Schmerz zu übertäuben. O wenn Sie doch beym Besuchen Ihrer Felder bey Ihrem unglücklichen Pfarrer einsprechen wollten! Verzeihen Sie dem kühnen Begehren!

Acht und zwanzigster Brief.

Ernst Hübner zu Heiersbrunn an Lieschen Hohberg zu Arnswalde.

Es ist gelungen, liebes Lieschen! Ich habe mich fleissig bey Müllers eingefunden und, siehe! die Rolle eines Heuchlers so schön gespielt, daß ich gleich alles Vertrauen weg hatte. Freylich hat mich das manchen Kampf gekostet, und ich habe

mehr

mehr als ein Mahl Angstschweiß geschwitzet, wenn ich mich gedrungen sah, in die aus der Kehle der ganzen Familie im Baß, Discant, Tenor — wie es in einem alten Kirchenliede, das ich, wie sich ohnehin versteht, von ungefähr gelesen habe, heißt — ertönenden Lieder zu stimmen und der Lindenfeldinn ganze Stunden zuzuhören, wenn sie ihrem Vater aus einem alten oder neuen Tröster — denn ich gebe mir die Mühe nicht, das genau zu untersuchen — mit grosser Feyerlichkeit vorlas. Da hättest Du öfters Deinen Hübner sehen sollen, wenn er so ehrbar in der christlichen Versammlung die Hände faltete, und aus vollem Halse die Gesänge mitgrölte. Doch Du wirst wissen wollen, wie die Sache mit dem Pfarrer Ludwig gegangen ist. —

Der Zufall hat meine Bemühungen unterstüzt. Als mich der Pfarrer das erste Mahl im Müllerischen Hause antraf, hatten wir eben ein Lied gesungen, nicht aber etwa aus dem alten Gesangbuche — behüte Gott! es geht darin, auf Veranstaltung der Lindenfeldinn, gar hoch bey Müllers her. Die Lindenfeldinn hat sich die Mühe gegeben, die neuen Lieder in ein Buch zusammen zu schmieren, und daraus wird sich erbauet. Der Pfarrer Ludwig erkundigte sich, nachdem er das Ende des Gottesdienstes geruhig abgewartet hatte,

te, was wir für Lieder sängen. Die Lindenfeldinn reichte ihm das Buch hin. Aber kaum hatte er einige Blätter übersehen, als er es zurücklegte und sein Misfallen darüber zu erkennen gab, daß man von unserm guten alten Gesangbuche abgehe. Es erhob sich darüber ein Streit zwischen der Lindenfeldinn und dem Pfarrer. Ich nahm die Partie der ersten und, um den albernen Burschen — denn das ist der Pfarrer, nicht allein dieses Dispüts wegen, sondern überhaupt — recht ins Mißtrauen zu jagen, machte ich noch ein zweytes Kunststück. Offenbar bemerkte ich, daß sich die Lindenfeldinn über meinen Beystand inniglich freuete, und diese Bemerkung benutzte ich sogleich. Ich lächelte einige Mahle spöttisch auf die Lindenfeldinn mit einem Seitenblik auf den Narren und sie erwiederte jede meiner Mienen, wie sie solche aufgefangen hatte. Das mußte er bemerken, und ich las aus seinen Gesichtszügen, wie aus einem Buche, daß er in seinem Herzen über uns das Urtel absprach: daß zwischen mir und der Lindenfeldinn eine heimliche aber grosse Vertraulichkeit statt finde.

Nachher habe ich, um den Burschen noch mehr in seiner Meinung zu bestärken, die Lindenfeldinn vermogt, bey den folgenden Besuchen des Pfarrers mit mir das Zimmer zu verlassen

und

und in den Garten zu gehen. So unschuldig nun die Lindenfeldinn in allem Betrachte ist, so zweifele ich doch keinen Augenblik, daß sich der Kerl tod darauf schlagen läßt, sie sey ihrem Manne untreu, und er wird gewiß demselben alles fein mit Zusätzen melden, weil er sich ohnedies wegen des Streites über die neuen Lieder, gern an ihr zu rächen suchen wird. Und nun wäre das alles auch so ziemlich aufs Reine. Aber liebes Lieschen, lange zaudern darfst Du nun nicht mehr. Ich vermuthe, daß die Lindenfeldinn bald wieder abreisen wird, weil es sich mit ihren Eltern gebessert hat, und gewiß wäre sie schon weg, wenn sie ihrer Schwester wegen sich nicht länger aufgehalten hätte. Was der Närrinn fehlt, weiß kein Mensch. Sie schleicht umher und pfipft, wie eine Fledermaus. Vermuthlich hat sie eine Liebesgeschichte im Cranio. Ich kann die Puppe durchaus nicht leiden. Sie ziert sich wie ein Narr und thut so keusch, als wenn sie eine Märtyrerinn am sechsten Gebot werden wollte. Und ich denke immer, wenn das Liebchen käme, das sich in ihrem Herzen eingenistelt hat, so würde sie so zärtlich seyn wie ein Lachtäubchen.

Wie gesagt, was Du thun willst, das thue bald! Wenn die Lindenfeldinn wieder zurük kommt, dann weiß der Henker, wie alles gehen könnte.

Gehst Du ab, so segle nur gerade auf D. los, ich werde Dich schon finden. Ich hoffe, das soll unsere lezte schriftliche Unterredung seyn. Bis zur mündlichen, lebe wohl Mäuschen!

Neun und zwanzigster Brief.

Leonhardt Flate auf dem Dornbusche an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Wie gern würde ich Ihrer Einladung folgen, gnädiger Herr, wenn mich nicht eine gänzliche Zerrüttung meiner Gesundheit ganz ausser Stand sezte, meine Stube verlassen zu können. Ich bin seit geraumer Zeit gar ein elender Kerl, doch nur dem Körper nach. Denn meine Geisteskräfte haben mich nicht verlassen. Aber was hilft das! Desto weher thut es mir, wenn ich so überlege, was ich alles noch ausführen könnte und wollte, wenn das verdammte Knochengebäude mir seinen Dienst nicht versagte. Lange Zeit habe ich mein Unglük nicht so tief gefühlt und mein Schicksal so verflucht, als bey der von Ihnen erhaltenen Auffoderung. Da sitze ich nun, wollte gern zu Ihnen eilen, mirs wohl seyn lassen, und oben drein noch hübsches Stük Geld verdienen, und muß das alles schön bleiben lassen. Was das ei=

einem unternehmenden Kerl, wie Leonhardt Flate, so peinlich ist! Doch was hilft alles Klagen, wohl mir, daß ich doch so glüklich gewesen bin, einen Sohn zu erziehen, der meine Stelle zu versehen im Stande ist. Er ist Studiosus Theologiä in L. und ganz der, dem Sie sich anvertrauen können. Kehren Sie sich nicht daran, daß er ein Theolog ist, denn so viel dürfen Sie meiner klugen Erziehung zutrauen, daß er seine Theologie nur als ein Wägelchen ansieht, worauf er in ein einträgliches Amt zu kutschen gedenket. Das Wägelchen muß aber doch Vorspann haben. Entweder muß sich eine abgelegte Kammerjungfer, oder ein Herr Vetter anspannen, oder ein Gönner mus anschirren lassen, oder aber die Deichsel daran mus mit Geld so lange beschwert werden, bis der Wagen von sich selbst geht. Von dem allen mus eins geschehen, wie die tägliche Erfahrung des weitern lehret. Da Sie nun, vermöge des Rechtes, die Pfarrer auf Ihren Gütern zu setzen, gar wohl im Stande sind, das Wägelchen anspannen zu lassen, so kann meinen Sohn die Theologie nicht verhindern, Ihnen bey Ihrem Vorhaben hülfreiche Hand zu leisten. Vielmehr fodert sie ihn auf, zu Ihren Diensten zu seyn, weil er in seiner Geschlechtstafel weder auf der eheligen, noch der unehligen Seite einen Consistorialen aufzuweisen hat, die ab-

abgetragenen Kammerjungfern nicht goutiren kann und sein Geldbeutel nicht voll genug ist, alle die zu befriedigen, die bey dem Eingange zum geistlichen Schaafstalle das Maul aufsperren. Also, wie gesagt, mein Sohn in L., der unter beyliegender Addresse zu erfragen ist, wird Ihnen alles vollkommen ausführen, was ich, vermöge meines verdammten hundsfüttischen Körpers, leider nicht vermag. Mein Haus oder Nest oder auch Mördergrube, wie Sie es immer nennen wollen, steht Ihnen zu Diensten, und wenn erstlich alles glüklich gegangen ist, dann lassen Sie mich sorgen. In meinen Gränzen bin ich immer noch der alte Flate, und wenn ich gleich nicht mehr fort kann, wie ich wünschte, so gilt doch in meinem Hause meine Krükke so viel, wie immer der Zepter eines Königs rings herum in seinen Staaten gelten kann.

Haben Sie daher die Gnade, meinen Sohn zu sich kommen zu lassen, und ihm meinen Brief zu zeigen. Er wird Ihnen gute Entwürfe machen, und Sie werden sehen, daß der alte Flate in seinem Sohne wieder aufgelebt ist. Ich werde indessen hier alle nöthigen Anstalten zu treffen wissen.

Dreyßigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Wilhelm Flate zu L.

Ihr Vater hat mich versichert, daß Sie mir zur Ausführung einer gewissen Sache behülflich seyn würden. Ich schikke daher meinen Wagen, der Sie vor der Stadt, nahe bey L. erwartet, um Sie zu mir zu bringen. Säumen Sie nicht. Geht die Sache gut, so sollen Sie bey der ersten Gelegenheit versorgt werden.

Ein und dreyßigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Mariane Nagelinn zu Wolkenberg.

Höre Mariane, Du bist ein recht albernes Mensch, daß Du da so stille sitzest und Lilienthal nicht noch um etwas prellst. Jezt wäre es der rechte Zeitpunkt. Er findet an seiner Frau so viel Geschmack, daß er alles anwenden würde, um seine Geschichte mit Dir zu verbergen, wenn Du Dich in seiner Nachbarschaft sehen liessest, und ihm droheteſt, mit Deinem Knaben vor der Frau Gemahlinn zu erscheinen. Thue doch dazu und reise hin, er kann auch gar wohl mehr an

Dir thun, als er gethan hat. Er hat seine Güter in der schönsten Ordnung und macht alle Jahre neue Capitalien. Du dauerst mich, wenn ich daran denke, daß Du so kurz abgespeiset bist. Wie lange hast Du nicht sein Narr seyn müssen! Mit dem Bißchen, das Du von ihm hast, kommst Du doch an keinen Mann, zumal wenn er die Zulage weiß. Du kannst Dich, wenn Du willst, zu mir machen, und von da einen Brief an den Baron gelangen lassen. Ich will Dir gerne behülflich seyn. Fodere eine tüchtige Summe! Denn ob er gleich eine Quittung von Dir in Händen hat, daß Du von ihm abgefunden seyst, so kann ihn doch diese nicht gegen den Verdruß bey seiner Frau schützen, den er doch gewiß so gern, als den Verlust seines Lebens anwendet. Wie würde der Pinsel in Verlegenheit kommen, wenn er befürchten müßte, daß Du seiner Dame unter die Augen kämest und der hochvenerirten Frau Gemahlinn so recht einleuchtend bewiesest, daß ihr hochvenerirter Herr Ehegatte sich die Freyheit genommen habe, die Gunstbezeugungen, die sie jezt von ihm genießt, schon vorhin andere Personen in dem reichsten Masse geniessen zu lassen. Er wird dann alles eingehen, wenn Du nur versprichst, fein bald wieder abzusegeln. Ich meine es gut mit Dir, folge mir und Du wirst mir gewiß zulezt danken.

Zwey und dreyßigster Brief.

Der Pfarrer Ludwig zu Eichenthal an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Das Vertrauen, das Sie in mich setzen, macht mir Ehre, und ich würde es schlecht verdienen, wenn ich Ihnen nicht aufrichtig sagen wollte, was ich bey Befolgung Ihres Auftrags wahrgenommen habe. Leider! muß ich mit allem Grunde eine genaue Bekanntschaft zwischen Hübnern und Ihrer Frau vermuthen. Ich bemerkte gleich bey meiner ersten Gegenwart, daß sie beyderseits eine Mienensprache führten, die von einer genauen Bekanntschaft ein geltender Zeuge ist. Noch mehr aber ward ich in meiner Vermuthung bestärkt, als bey meinen nachherigen Besuchen, Hübner allezeit mit Ihrer Frau allein in den Garten ging. Ich glaube wohl, daß diese Nachricht Ihrem redlichen Herzen viele Unruhe machen wird, allein verschweigen durfte ich sie doch nicht, so wehe es mir thut, Ihnen so etwas sagen zu müssen. Ich bedaure Sie herzlich und wünsche, daß Sie solche Maasregeln ergreifen mögen, die zu Ihrer vollkommenen Beruhigung dienen können. Am allerbesten thun Sie wohl, wenn Sie so bald, wie möglich, hierher kommen, vielleicht können Sie dann mehr entdecken, und, wohl Ihnen! wenn Sie bey Zeiten Gelegenheit finden, ein

ein Band zu zerreissen, das Ihrer so unwürdig ist. Kann ich dabey dienen, so dürfen Sie auf meine Bereitwilligkeit alle Rechnung machen. Ihr alter Schwiegervater dauert mich. Er ist zu ehrlich, als daß er seiner Tochter solche Abwege zutrauen könnte. Wie wird er erschrecken, wenn er sie erfährt!

Aber das kommt dabey heraus, wenn man so eine Narrenliebe zu seinen Kindern hat. Was sie nur vorbringen, was sie nur sagen, das gefällt dem Alten. Er hat sich ja so gar verleiten lassen, sich die neuen Socinianischen Lieder vorsingen zu lassen, und ich glaube, wenn sie ihm auch die neuen Bücher vorlesen, daß er zulezt gar noch aus lauter Wohlgefallen an seinen Kindern, heterodox wird. Und doch grämt er sich so sehr über seinen Sohn in H. Als wenn es einem jungen Menschen nicht eher zu vergeben wäre, wenn er sich hinreissen läßt, ein Religionsspötter zu werden, als einem alten Prediger, der in seinen alten Tagen noch Wohlgefallen an Socinianischen Liedern findet, denn das sind meistens die neuern Gesänge. Doch genug davon!

Wenn ich die Ehre habe, Sie persönlich zu sprechen, so werden wir weitläuftiger von der Sache reden können. Ich bin u. s. w.

Drey

Drey und dreyßigster Brief.

Mariane Nagelinn zu Wolkenberg an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Dank, vielen Dank! gnädiger Herr, für Ihre gute Gesinnung gegen mich. Ich brauche eben nothwendig Geld, und ich würde zu Ihnen fliegen, um von Ihrem mir so vortheilhaft gegebnen Anschlag, Gebrauch zu machen; aber ich kann nur jezt nicht abkommen. Es hält sich hier ein gewisser Rothe auf, mit dem ich in meiner Jugend sehr gut bekannt gewesen bin, und den ich mir noch zum Mann aufzugabeln getraue. Er weiß nicht, daß ein tapfrer Knabe meinen Jungferntitel widerlegen kann, und läßt sich vielleicht breit schlagen. Wenigstens ist er bis daher mehr als freundschaftlich gegen mich gesinnt, ob ich gleich nicht sagen kann, daß er noch etwas von Liebe hätte merken lassen. Der Bube wäre mir recht und vielleicht blende ich ihn durch den Aufwand, den ich mache, wenn er bey mir ist, daß er mich für reich hält, und er braucht eine reiche Frau. Wenn ich ihn denn einmahl fest hätte, so möchte es immer nicht wahr damit seyn, er würde mich doch nicht wieder los.

Viel Bedenken macht mir doch indessen dieß, daß immer Briefe von einer Weiberhand an ihn kom-

kommen. Wenn er schon verthan wäre, möchte mein Kreuzzug, den ich nach ihm streiche, doch wohl vergeblich seyn. Ich muß es wagen. Hat er sich doch nicht das geringste merken lassen, daß er eine Liebste hätte. Es kann ja eine Schwester seyn, die an ihn schreibt.

Gut wäre es, wenn ich jezt, um den Aufwand, den ich schlechterdings, als ein gescheutes Weib nun machen muß, bestreiten zu können, etwas von dem Baron schneiden könnte. Ich lege hier einen Brief an ihn bey, und bitte Sie um dessen Bestellung. Sind Sie noch gut Freund mit ihm, wie ich nicht zweifle, so können Sie das Beste bey der Sache thun, und darum bitte ich Sie demüthig. Vielleicht überhebt mich dieser Brief der Nothwendigkeit, eine Reise zu machen, die mir, zur jetzigen Zeit, fast ganz unmöglich ist.

Vier und dreyßigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an den Amtmann Silberrath zu Blankenbusch.

Ich bin genöthiget, schleunig zu meinen Schwiegerältern zu reisen, und bitte Sie dringend, die wenigen Tage meines Aussenbleibens in meinem

Hause

Hause zu bleiben und Aufsicht zu führen. Ich habe hier niemand dem ich mich anvertrauen könnte, und Sie wissen, wie sehr mein Amt erfordert, daß bey meiner Abwesenheit Aufsicht gehalten werden. Sie schlagen mir meine Bitte doch nicht ab, denn ich weiß, daß alles in ihrem Hause gesund ist, daß Sie jezt Ferien haben, überdieß sich auf Ihren Actuarius verlassen können, und stehe nicht an, ohne Erwartung der Antwort abzureisen. Daß ich bereit bin, Ihnen wieder gefällig zu seyn, wissen Sie ohnedieß.

Fünf und dreyßigster Brief.

Lieschen Hohberg zu Arnswalde an Ernst Hübner zu Heiersbrunn.

Aus lauter Verdruß setze ich mich her und will mich mit Dir unterhalten. Denk nur, wie fatal alles gehen muß! Mit Freuden bemerkte ich heute früh, daß Lindenfeld zu seiner Abreise Anstalten traf. Ich war fertig, den Anschlag auszuführen, den ich schon lange gemacht und vorbereitet hatte. Mit Herzklopfen, das die frohe Ahndung der nahen Erfüllung meiner Wünsche bewirkte, nahm ich von Lindenfelden Abschied und sah ihn wegkutschen, und mit Freuden wartete

ich

ich auf den Abend, um vollbringen zu können, was ich gern schon lange vollbracht hätte. Plözlich kam der Amtmann Silberrath aus Blankenbusch angefahren und gab mir ganz kalt und kurz zu vernehmen, daß Lindenfeld ihm den Auftrag gethan habe, bey seiner Abwesenheit die Aufsicht in seinem Hause zu führen. Wie mir das Compliment als ein Blizstrahl durch die, auf so etwas ganz unbereitete Sele fuhr, das, glaube ich, begreifst Du, als wenn Du es selbst erfahren hättest. Nie war ich noch so verlegen, die Verstellungskunst, die ich doch gewiß meisterlich genug studirt habe, auszuüben, als jezt, und ich mußte alle meine Kräfte aufbieten, um nur mit etwas Anschein von Gleichgültigkeit mich auf einige Zeit von dem vermaledeyten Amtmann zu entfernen.

Da sitze ich nun, und weiß nicht, was ich anfangen soll. O ich möchte den Kopf wider die Wand rennen! Wenn alles so gut gelungen ist, und zulezt muß so ein Strich durch die Rechnung gemacht werden. Ich mag den Amtmann nicht ansehn, der Kerl ist mir so fatal, daß ich ihn mit Gift vergeben wollte, wenn ich nur dazu geschwind Mittel und Wege wüßte. — Länger kann ich nun doch nicht hier bleiben, — Lindenfelds Zurükkunft darf ich schlechterdings nicht abwarten.

Denn denk einmahl, wie das Ding dann für Dein Lieschen ablaufen würde. Ich glaube gewiß der Bursche ließ mir den Proceß machen, wie er immer nach Justiz, Richter- und Advocaten-Kniffen auszuhecken wäre. Und also muß ich so leer abziehn, wie ein verunglükter Lotto-Spieler? Das ist doch, so wahr Lieschen Hohberg ist, was sie seyn soll, ein Schlag, den die stärkste Sele nicht erträgt! — Gleichwohl, wenn ich alles recht überlege, muß ich noch oben drein froh seyn, wenn ich mich mit Ehren davon machen kann.

— — — —

Ich bin auf und ab gegangen, habe hin und her Ueberlegungen gemacht, aber in meinem, wahrlich sonst nicht vernagelten, Kopfe ist kein Fach, aus dem ich jezt Rath zu hohlen wüßte. Mein Gehirn muß in Gährung seyn, denn ich kann mich nicht einmahl fassen, geschweige etwas zu meinem Vortheil in meiner Lage aussinnen. Ging ich heimlich fort, so wäre der Amtmann wohl gar im Stande, mir nach und mich festsetzen zu lassen. Ey! das würde allerliebst aussehen, Lieschen, wenn Du von dem Herrn Landknecht so schön zurük transportirt würdest! — Und öffentlich weg zu gehen, weiß ich keinen Vorwand. So ist mir noch nie gewesen!

— — — —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Der Unmuth trieb mich in den Hausgarten, wo ich endlich nach langem Herumirren und nachdem ich eine Menge Stiele von abgeblühten Tulpen heraus gezogen und zerknikt, auch mich mit meinen beyden Fäusten wechselsweise wacker vor den Kopf geschlagen hatte — so wie mancher Gelehrte mehrere Federn zerkauet, ehe er einen gescheiten Gedanken herausbringt — einen Plan zu Stande gebracht habe, so gut er hat seyn wollen. Ich stieg vermittelst einer Leiter auf die Gartenmauer, und bemerkte, daß ich von da auf einen alten Thurm an der Stadtmauer kommen könnte. Mit weniger Unbequemlichkeit kletterte ich dahin und entdeckte darin einen Eingang zu einem Gewölbe unter der Erde. Mit Mühe, doch ohne sonderliche Gefahr, konnte ich da hinabrutschen, und fand einen geraumen Plaz. Das soll meine Retirade seyn, sagte ich sogleich zu mir selbst. — Und nun, so bald der Schlaf im Hause herrschen wird, werde ich meine wenigen Habseligkeiten — denn über das andere wacht leider! der Drache — zusammenpacken und dann werde ich aus meinem Kammerfenster auf einen darunter stehenden Birnbaum, von da auf die Gartenmauer klettern, dann weiter zu dem belobten Thurm und in dessen unterirdisches Behältniß avanciren. Hier wird mich kein Mensch suchen, und Du mußt mich in einigen Tagen abholen.

Bis dahin will ich schon ausdauern, denn ich werde das Gewölbe gleich mit einigen Victualien zu meinem Unterhalt fourniren — Aber wie erfährst Du meinen Aufenthalt? Schreib ich doch da in den Tag hinein, als ob ich gleich wüßte, wie ich den Brief an Dich bringen könnte. — Wie so gar dumm bin ich doch! — und dachte gleichwohl immer klug zu seyn — der verfluchte Amtmann ruft mich.

— — — —

Der verteufelte Inspector weiß ausserordentlich viel zu befehlen, er will Vorleg=Schlösser geschaft wissen, um alle Behälter gehörig zu verschließen. Wenn Du doch beym Teufel wärest, dachte ich bey seinen Anordnungen, mußte aber doch gleichwohl, um allen Verdacht zu vermeiden, mich ganz willig stellen. Und dieß reuet mich nun nicht.

Ich habe bey Ausrichtung des gestrengen Befehls Gelegenheit gehabt, einen Kerl aufzuhaschen, der sich für Geld und gute Worte erkläret hat, dieses Schreiben an Dich zu bestellen. — Aber darf ich ihm auch trauen? Wie, wenn er dem Amtmann den Brief einhändigte? Es wird mir immer am ganzen Leibe heiß, wenn ich an den Amtmann denke. Wer kann sich die Leute vorstellen, ohne sich zugleich an Gefängniß, Galgen

und Rad zu erinnern. — Noch habe ich keine Nahrungsmittel wegschaffen können, ein entsezliches Gewitter hat mich verhindert, in den Garten zu gehen, und, nachdem es vorbey ist, habe ich das Abendessen besorgen müssen.

— — — —

Ich will es wagen, meinen Plan auszuführen. Der Bote geht gleich mit diesem Briefe fort.

Sechs und dreyßigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Jezt, lieber Freund, bedarf ich Ihres Beystandes mehr, als jemals. — Ehe ich aber weiter rede, muß ich Ihnen ein Geheimniß entdecken, das ich lieber verschwiegen hätte, wenn es möglich wäre. Sie wissen, daß ich in meinen jungen Jahren ein ausschweifendes Leben führte. Unter andere, mich entehrende und jezt drückende Niederträchtigkeiten, gehört auch besonders die, daß ich mit einer gewissen Weibsperson, die sich Mariane Nagelin nennt, einen sehr verabscheuungswürdigen Umgang hatte. Es konnte nicht fehlen, daß meine genaue Bekanntschaft mit ihr Folgen haben mußte. Sie ward schwanger und ich entfernte sie. Nach ihrer Niederkunft verglich ich mich

mich mit ihr, und gab ihr ein ansehnliches zu ihrer Abfindung. Sie schwieg bis zu meiner Verheyrathung, hier mußte ich abermahls, um sie zum Stillschweigen zu bringen, ein beträchtliches anwenden. Nachdem habe ich Ruhe vor ihr gehabt. Gott weiß, wer sie nun wieder aufwiegelte? — vermuthlich einer meiner ehemaligen Freunde — Sie kommt jezt und begehrt von neuem Geld von mir, obgleich die Elende weiß, daß ich eine bündige Quittung von ihr in Händen habe. Sie schreibt an mich, klagt, daß ich ihr so wenig gegeben hätte, verlangt unter der Bedrohung, daß sie mit ihrem Kinde vor meiner Frau erscheinen wollte, abermals Abfindung, und — ihr Brief ist meiner Frau in die Hände gefallen. Sie wissen, lieber Herr Pastor, wie geändert meine Gesinnungen sind, wie sehr ich meine Vergehungen bereue, wie gern ich sie mit allen möglichen Aufopferungen ungeschehn machte, wie sehr ich mein Weib liebe und wie glücklich ich mich in meinem jetzigen Zustande schätze; — nun urtheilen Sie von meiner Unruhe, wenn ich die Gefahr vor mir sehe, die Liebe meiner Gattinn auf immer zu verliehren! Sie selbst hat ausser einem, mir ungewohnten, zurükhaltenden Wesen noch nichts geäussert, und ich würde vielleicht aus diesem noch nichts Arges geschlossen haben, wenn ich nicht heute früh den Brief der schlech-

ten Kreatur auf dem Schreibtische meines Weibes gefunden hätte. —

Was fang ich an, bester Freund, um das Ungewitter abzuwenden, das wahrscheinlicher Weise den Umsturz meines häuslichen Glückes droht! Rathen Sie mir! Was mache ich! Wäre ich noch der ausgelassene Mensch, der ich ehedem war, wie bald und wie leicht würde ich mich über den Zorn meiner Frau wegsetzen! — Aber, jezt, bey der Aenderung meiner Denkungsart, jezt, da ich kein größeres Glük finde, als in der Liebe meiner Gattinn — jezt ist mir der Verlust der Zuneigung und des Vertrauens meiner Frau das gröſseste Unglük. Gern wollte ich der Verworfensten ihres Geschlechts eine große Summe gegeben haben, wenn nur alles meinem Weibe verborgen geblieben wäre.

Ach Gott! nun kommen die Folgen meiner unverantwortlichen Lebensart. Mein ganzes Glük ist dahin, unwiederbringlich dahin! — O wenn ich doch euch alle, die ihr die Wege, die ich einst ging, Sorgenlos und ohne Ahndung, daß sie, es sey bald, oder spät, zum fürchterlichsten Abgrund führen, gehet, die Höllenqual, die mein Herz jezt foltert, fühlen lassen und euch durch mein trauriges Beyspiel zur Rückkehr auf den Weg der Tugend bringen könnte, ehe es zu spät ist! —

Wis=

Wissen Sie, guter Mann, einen Ausweg, auf dem ich demjenigen, was ich in meiner jetzigen Lage für mein größtes Unglück halte, entgehen kann, — für einen von Gott gesandten Engel würde ich Sie ansehen. Vielleicht fällt Ihnen ein Gedanke ein, wie meine Gattin zu besänftigen wäre, und wenn das ist, so säumen Sie nicht ihn auszuführen. Geben Sie mir nur wenige Zeilen zur Antwort, und, wo möglich, beruhigen Sie mich.

Ich reise nach Abgang dieses Briefs sogleich auf meine andern Güter und werde nicht eher zurückgehen, als bis ich Hoffnung habe, daß mir meine Frau ihre vorige Liebe wieder schenken wird. Schicken Sie daher Ihre Antwort nach Zedliz. Hier werde ich mich einige Tage aufhalten — aber in welcher betrübten Lage, das faßt nur derjenige, der irgend einmahl mit mir in einem gleichen Falle war.

Sieben und dreyßigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Ihr Leiden geht mir nahe, Herr Baron! Ich bin überzeugt daß Ihr zeither geführter guter Le-

benswandel ohne Heucheley so ist, daß Sie im vollsten Lichte einsehen, nur Religion und Tugend gebe dem Menschen eine wahre und dauerhafte Glückseligkeit; ich bin überzeugt, daß Sie Ihre Frau Gemahlinn von Herzen lieben und den Verlust Ihrer Zuneigung als Ihr widrigstes Schiksal ansehen; glauben Sie daher, daß ich so sehnlich als Sie, die ungestörteste Dauer Ihrer zeitherigen Zufriedenheit wünsche; aber das gute Herz und der gute Verstand Ihrer Frau Gemahlinn lassen mich auch die Wiederherstellung ihrer Ruhe hoffen, und ich zweifle nicht, daß sie diesen Fehler vergessen, und Sie, so wie vorher, lieben wird.

So wie aber in allen Fällen ein freywilliges Bekänntniß bey guten Herzen das sicherste Mittel zur Aussöhnung ist, so, glaube ich, wird es auch hier seyn. Ich rathe Ihnen daher, daß Sie, weil Sie einmahl abwesend sind, an Ihre Frau Gemahlinn schreiben, und ihr alles aufrichtig entdecken, und, um Ihrem Geständniß mehrerern günstigen Eingang zu verschaffen, werde ich die gnädige Frau noch heute auf die ganze Sache vorbereiten. Ganz gewiß wird sie, wenn Sie meinem Rathe folgen, durch Ihre Aufrichtigkeit gerührt werden. Ich bin u. s. w.

Acht und dreyßigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an seine Gemahlin zu Dobberlingen.

Wirst Du mich hören, liebes Weib, wenn ich Dich einer Ausschweifung wegen um Vergebung bitte? Ja! Du thust es, Dein gutes Herz läßt es mich hoffen. Aufrichtig gestehe ich Dir, daß ich in meinem unverheyratheten Stande mit einer Weibsperson in Verbindung gestanden habe, die von Folgen gewesen ist. Ein, nunmehr ziemlich erwachsener, Knabe ist der Zeuge meiner Vergehung. Glaube nicht, daß ich dieses Kindes und seiner Mutter mich nicht angenommen hätte. Ich habe zu Befriedigung beyder alles und mehr verwendet, als vielleicht jeder andre von meiner ehemaligen Gesinnung gethan haben würde. Hierüber habe ich schriftliche Versicherung in den Händen. Ein, mein zeitheriges häusliches Glük, mit neidischen Augen ansehender Mensch aber — vermuthlich irre ich nicht, wenn ich hierbey einen meiner ehemaligen, sogenannten, guten Freunde, den ich vor kurzem, nicht aus Bosheit, sondern aus guten Grundsätzen beleidigen mußte, verdächtig finde — hat diese Weibsperson, um meine Ruhe zu untergraben, gegen mich von neuem aufgewiegelt. In der Voraussetzung, daß ich al-

les thun würde, um diese Geschichte vor Dir zu verbergen, hat die Mutter jenes armen Kindes, neue Foderungen an mich gethan, und ihr Brief ist Dir in die Hände gekommen.

Du weißt nun alles! Können Dich blutige Thränen der aufrichtigsten Reue erweichen, so habe ich Hoffnung, daß Du mir meinen Fehler vergeben wirst. Ich kann freylich zu meiner Entschuldigung nichts anführen. Daß die Sache vor meiner glüklichen, wenigstens auf meiner Seite, glüklichen Bekanntschaft mit Dir vorging, ist für mich keine Entschuldigung. Auch der freye Mensch ist verbunden, seiner künftigen Gattinn sich treu zu erhalten, zumal wenn er eine Gattin wünschet, wie die ist, die ich an Dir, unverdienter Weise, erhalten habe. — Also keine Entschuldigung meines Fehlers, den ich gern bekenne und ungeschehen machen wollte, wenn es in meinen Kräften stände. Nur um Dein Mitleiden und um Deine Vergebung bitte ich. Entziehe mir Deine Liebe nicht, damit der Wunsch meiner Feinde, denen meine Sinnesänderung aus mancherley Absichten zuwider ist, und die mich gern um mein bisheriges eheliges Glück bringen möchten, nicht erfüllt wird. Du darfst nicht denken, daß ein Anlauf von der Art öfterer kommen möchte. So bald ich Deine Vergebung weiß, so fällt alles

weg,

weg, wodurch mich eine so schlechte Kreatur fernerhin schrecken kan, und ich habe Ruhe.

Vergib mir, liebes Lottchen! meine Ausschweifung, bedenke daß Du den Ruhm, den Du hast, aus einem rohen Menschen, wie ich war, einen rechtschaffenen Gatten seines Weibes, einen zärtlichen Vater seiner Kinder, einen sanften Herrn seiner Unterthanen gemacht zu haben, durch liebevolle Vergessung meines Fehlers vollkommen machen wirst. Eher siehst Du mich nicht wieder, als bis ich höre, daß mein ewig geliebtes und geschäztes Weib mir vergeben will.

Ach Gott, wie glücklich war ich bisher! Sollte die Liebe meiner guten Gattin von mir gewandt, auf ewig mir entzogen seyn, wie unaussprechlich elend wäre ich dann! Mach mich dann, Schicksal! zum Herrn der ganzen Welt, du ersezest meinen Verlust damit nicht.

O liebes, himmlisches Weib, die Ruhe meines ganzen Lebens hängt von Dir ab. Sey mir auch jezt, was Du mir immer warst — eine nachsehende, verzeihende Gattin! Rufe mich mit Deiner sanften Stimme wieder zu Dir. Auf den Flügeln der zärtlichsten Liebe fliege ich an Deinen Busen, und weine in aussöhnender Umarmung die Thränen Gränzenloser Freude.

Neun und dreyßigster Brief.

Die Baronesse von Lilienthal zu Dobberlingen an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Kommen Sie, bester Mann, und eilen in meine Arme. Ich erwarte Sie mit dem zärtlichsten Herzen. Tausend Thränen habe ich, Ihrer liebenswürdigen und seltnen Offenherzigkeit wegen, geweint. Ich müßte ganz schlechten Herzens seyn, wenn ich Ihnen, einer Sache wegen, Vorwürfe machen wollte, die zu der Zeit vorging, da ich an Ihrer Liebe noch nicht den geringsten Anspruch hatte — Ich wäre Ihrer Zuneigung nicht werth, wenn ich meine Gesinnung gegen Sie, bey Ihren zärtlichen Aeußerungen, ändern sollte. Es ist alles vergessen, lieber Mann, und ich habe mich selbst gestraft, daß ich Ihrer Aufrichtigkeit nicht zuvor gekommen bin, ich hätte mir dann einige Tage des Genusses unserer häuslichen Glückseligkeit nicht entzogen. Kommen Sie ja gleich! Mit ausgestreckten Armen erwarte ich Sie.

Aber erlauben Sie mir, daß ich, bey aller meiner Bereitwilligkeit zu unserer Aussöhnung, noch eine Bedingung derselben bestimme. Sie besteht in der Bitte, daß Sie mir erlauben sollen, das Kind, dessen Daseyn ich von Ihnen

selbst

selbst erfuhr, zu uns nehmen, und mit unsern Kindern erziehen zu dürfen. Sie läugnen nicht, daß es Ihnen das Leben zu danken hat, warum sollte es nicht mit Ihren übrigen Kindern gleiche Rechte genießen! Warum soll das Schicksal dieses armen Jungens so merklich verschieden von dem Schicksale seiner Geschwister seyn! Was kann der arme Wurm dazu, daß er nicht unter den zufälligen Verhältnissen gebohren ist, wie seine Brüder und seine Schwestern? Ist er deswegen nicht eben so gut Ihr Kind? — Ich würde es für die unverantwortlichste Handlung halten, den Sohn meines Mannes fernerhin der Willkühr einer Weibsperson zu überlassen, deren Aufsicht, meinen Begriffen nach, ein Kind schlechterdings nicht anzuvertrauen ist. Sie haben die Offenherzigkeit gehabt, einzugestehen, daß Ihre Bekanntschaft mit Marianen ein Fehler gewesen sey. Man muß aber seine Fehler, so viel als möglich, gut zu machen suchen, und das würden Sie nicht thun, wenn Sie diesem Kinde nicht alle Rechte der andern genießen ließen. Sie würden dadurch geschehen lassen, daß, wahrscheinlicher Weise, ein Mensch, dem Sie das Daseyn gegeben haben, um sein zeitliches, wo nicht gar um sein ewiges Wohl gebracht werde. Denn, geben Sie einer solchen Mutter noch so viel, sie wird immer glauben, sie sey sich die nächste Treue

schul-

schuldig, wird alles, was sie vielleicht zum Ueberfluß erhält, nicht auf eine gute Erziehung ihres Kindes, sondern zu ihrer eignen Bequemlichkeit, vielleicht auch zur Einladung neuer Liebhaber verwenden. Daher bitte ich Sie, um der Fortdauer unserer wechselseitigen Liebe willen, daß Sie das Kind von seiner Mutter und zu sich nehmen, ihm die nähmliche Erziehung wie Ihren übrigen Kindern geniessen lassen, und ihn für Ihren rechtmäßigen Sohn erklären. Ich würde ausserdem Unsegen und die Rache Gottes befürchten. Die Urtheile der Menschen mögen hierüber seyn, wie sie immer wollen. Wie können uns doch immer Menschenurtheile rühren, wenn uns unser Herz überzeugt, daß wir recht gehandelt haben! Und daß wir dann recht handeln, wenn wir ein armes, uns angehendes, Kind seinem vielleicht nahen Verderben entreißen — wer wollte daran zweifeln! Haben Sie doch Vermögen genug, eine noch zahlreichere Familie zu ernähren. —

Lieber Mann, erfüllen Sie meine Bitte! Unserer Wiedervereinigung, wornach Sie so sehr seufzen, steht dann nichts mehr entgegen. Und in der Hoffnung, daß Sie meine Wünsche erfüllen, erwarte ich Sie noch heute als die liebevollste Gattin.

Vier-

Vierzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an seine Gemahlinn zu Dobberlingen.

Mit thränenden Augen habe ich Deinen Brief gelesen. Ist es möglich, Liebe! daß Du so nachsehend gegen mich seyn kannst? — Gott! so eine edle Seele verdiente ich nicht zur Gesellschafterin meines Lebens, Sie ist ganz Geschenk an mich Unwürdigen aus deiner Vaterhand! — — O daß ich nicht gleich an Deine Seite eilen darf! Aber das kann ich nicht, liebes Weib. Die Bedingung, die Du mir gemacht hast, kann ich nicht eingehen. Ein Mahl, weil es ganz gewiß gefährlich für Deine künftige Ruhe seyn würde, den Jungen um dich herum zu sehen, und denn, weil sein Aufenthalt in unserm Hause mir zur ewigen Beschämung seyn müßte. Es ist wahr, es ist mein Kind. Habe ich mir aber den geringsten Vorwurf zu machen, wenn ich zu der Erziehung desselben nach dem Stande seiner Mutter alles thue? Ich glaube nicht. Denn ihn mit meinen rechtmäßigen Kindern gleiche Rechte genießen zu lassen, wäre ein Begehren, das weder er, noch seine Mutter jemahls wagen wird. Warum sollte ich also den Zeugen meiner Ausschweifung zu meiner beständigen Beschämung so

nah um mich seyn lassen! — Fodre dieß nicht von mir, liebes Lottchen, Du demüthigest mich sonst mehr, als Du denkest. Erlaube mir vielmehr, der niederträchtigen Kreatur, Marianen, alles, was sie auf die unverschämteste Weise noch von mir verlangt, ganz abzuschlagen, und sie nebst ihrem Kinde ihrem Schicksale zu überlassen. Ich habe alles an ihr gethan, was nur irgend ein Mann meines Standes in dergleichen Fällen thun würde; mich zu mehr verstehen, würde Bosheit eines verruchten Weibes unterstützen heißen. Wollte ich auch noch etwas anwenden, so würde es, wie Du auch schon gesagt hast, dem armen Wurme, dem Jungen, doch nicht viel helfen. Wenn Du mir vergibst, so kann es Dir ja gleichgültig seyn, auf welche Art ich von Marianen geschieden bin. Du siehst Dein Begehren jezt von einer Seite an, von der Du es über kurz oder lang nicht ansehen wirst. Wollte ich Dir nachgeben, so würde ich mir und Dir eine Hölle bauen. Glaube dieß! Deine zärtliche Gesinnung bringt Dich jezt zu etwas, das Dich, wenn Du die Sache mit kalter Ueberlegung Dir vorstellen wirst, gereuen muß. Stehe also ab von der gemachten Bedingung, deren Erfüllung mich keine feste Aussöhnung zwischen uns hoffen ließe! — Dann will ich zu Dir eilen und in Deinen Armen unbeschreibliche Wonne genießen.

Ein und vierzigster Brief.

Die Baronesse von Lilienthal zu Dobberlingen an ihren Gemahl zu Zedliz.

Ungern habe ich Ihre Erklärung über meine Gesinnungen gelesen. Denn was kann ich anders daraus vermuthen, als daß Sie noch nicht auf dem Wege sind, auf dem Sie seyn müssen, wenn Ihr Herz ganz rechtschaffen vor Gott seyn soll. Ihnen ist es einerley, was ein Kind, das Ihnen sein Daseyn, sein elendes Leben, verdanken muß, für ein Schicksaal hat? — Freylich weiß ich ja gar wohl, daß hundert Mannspersonen sich um die armen Geschöpfe, denen sie ihr unglückliches Leben gegeben haben, gar nicht bekümmern, und gleichgültig bey den Gedanken sind, ob sie auch nur den nothdürftigsten Unterhalt haben, oder nicht, und hundert andere alles in einem solchen Fall zu thun glauben, wenn sie der verführten Mutter und ihrer unglücklichen Frucht eine Kleinigkeit jährlich aussezen, wobey erstere darben und leztere, bey zunehmenden Jahren, betteln muß. Aber kann ein zärtlicher Mann so gesinnt seyn? Können Verhältnisse, von Menschen bestimmt, die natürliche Verbindlichkeit eines Vaters gegen sein Kind aufheben? Ich glaube es nicht, und werde es nie glauben. Ein

Mann, der sich nicht schämt, einen so vertrauten Umgang mit einer Weibsperson zu haben, darf sich auch nicht der Folgen dieses Umgangs schämen. Seine That verbindet ihn, auch für diese zu haften. Kein Kostum, keine Etikette entschuldiget ihn vor dem Gerichtsstande der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, wenn er anders handelt! Und das wollen Sie doch thun? Die Natur befiehlt uns, für diejenigen nach unsern Kräften zu sorgen, die von uns das Leben haben; Sie wollen aber das Gegentheil, wollen Ihr Kind seinem Schicksale überlassen? Gott, wie können Sie so hart, ja ich darf sagen so unmenschlich seyn!

Fürchten Sie nicht von mir, daß der Aufenthalt dieses Kindes in unserm Hause mich mit der Zeit mürrisch machen könnte. Entweder Sie kennen meine Denkungsart noch nicht, oder Sie müssen mir Leichtsinn und Wankelmuth in meinen Gesinnungen zutrauen, wenn Sie dieß von mir vermuthen. Glauben Sie mir, daß ich mir nichts ohne reife Ueberlegung vornehme, desto fester bleibe ich aber auch bey dem stehen, was ich einmahl beschlossen habe.

Um Sie von meinen Gesinnungen in dergleichen Sachen zu überzeugen, will ich Ihnen folgendes erzählen. Lange Zeit vor Unserer Heyrath hatte ein gewisser Mann von Ansehen in der uns

nah

nah liegenden Stadt H. ein Mädchen geschwängert. Er gab sich gleich selbst bey den Gerichten zum Schwängerer an und erklärte sich, daß er, weil ihm seine Vermögens-Umstände nicht erlaubten, eine Frau nach seinem Stande zu ernähren, dennoch die von ihm geschwängerte Person zu sich nehmen, für sie nach den, ihrem Stande angemessenen Bedürfnissen, sorgen und so auch das von ihm stammende Kind ernähren wolle. Die Sache ward vor dem Consistorio verabhandelt, in dem mein seliger Oncle damals als Rath saß. Alle **Weltliche** Mitglieder dieses Collegiums genehmigten die Erklärung des Mannes; nur der einzige geistliche Beysitzer schrie Ach und Weh über dergleichen Sachen, und weil die mehresten Mitglieder des Consistoriums gewohnt waren, jedem ungestümen Begehren des eifrigen Superintendenten nach zu geben — ich weiß nicht welche Ursachen sie dazu hatten — so ward, des Widerspruches meines Oncles ungeachtet, beschlossen, jenem armen Mann sofort anzubefehlen, daß er sich nicht unterstehen solle, mit der von ihm geschwängerten Person fernern Umgang zu haben, und das von ihm gezeugte Kind unter seinen Augen erziehen zu lassen. Der gestrenge Befehl eines Hochansehnlichen und Hochlöblichen Consistoriums ward exequirt und die Folge war, daß das unglückliche Geschöpf, welches sein Va-

ter selbst erziehen wollte und vielleicht zu einem tüchtigen Mann gebildet hätte, bey heran nahenden Jahren betteln ging.

Ich wußte alles, was vorgegangen war, denn mein Oncle, bey dem ich mich damals aufhielt, hatte es mir erzählt, und mir gings durchs Herz, da ich den armen Wurm verlassen und verwaiset, um die Thüren herum kriechen sah. Ich ging meinen Oncle an, den unglücklichen Knaben zu sich zu nehmen, und ihn zu erziehen. Er wollte nicht. Ich hörte aber nicht auf, ihn zu bitten. Ich machte mich verbindlich, mein eigenthümliches Vermögen dazu verwenden zu lassen und er willigte endlich ein, sagte aber dabey: „es wird dich noch alles gereuen.“ Ich ließ mich nicht irre machen, beharrte auf meinem Entschluß und ob mir gleich der Junge, August Friedmann heißt er, wie ich Ihnen noch mündlich eröffnen will, vielen Verdruß im Hause machte und mein Oncle immer haben wollte, ich sollte ihn fortschaffen, so that ich es doch nicht. Ich hatte einmahl den Grundsatz, daß die Sorge für dergleichen verlaßne Kinder jedes guten Menschen Beruf sey und ließ mich nicht irre machen, verwendete meine Einkünfte ganz auf den Knaben und freute mich herzlich, daß er am Ende dennoch wohl gerieth.

— Und ich sollte jezt, in Ansehung eines von Ihnen erzeugten Kindes anders handeln, da mein Mann vermögend genug ist, eines armen verlassenen Geschöpfes sich anzunehmen? Behüte mich Gott!

Nach meiner Ueberzeugung würde es, bey Ihrem Vermögen, für mich und Sie unverantwortlich werden, wenn wir das arme Kind seiner Mutter überlassen wollten. Eine Verwahrlosung desselben, die unter solchen Umständen so leicht zu vermuthen ist, würde ganz uns beyzumessen seyn. Wir sind einig, nichts hindert uns, unser vergnügtes Leben von neuem zu beginnen, wenn Sie meinem, doch wahrlich sehr billigen, Vorschlag beytreten. Ihre fernere Verweigerung würde mich sehr betrüben. Geben Sie mir also dieß Mahl nach. Ich erwarte Sie ohne Antwort, und komme Ihnen gegen Abend mit unsern Kindern, die ich ohnedieß über Ihre Abwesenheit nicht zufrieden stellen kann, entgegen. Sie lassen mich doch nicht umsonst gehen?

Zwey und vierzigster Brief.

Der Amtmann Silberrath zu Blankenbusch an Karl Lindenfeld zu Sommerhayn.

Gott was habe ich Ihnen für eine Nachricht zu geben! Was haben Sie für ein Ungeheuer von ei-

einer Verwandtinn in Ihrem Hause geduldet? — Sie ist fort und hat — Ihre Kasse rein ausgestohlen. Von vielen nachgeschikten Personen sind schon die meisten zurük, ohne Erkundigung eingezogen zu haben, und ich befürchte, sie werden alle so zurük kommen, denn sie hat zu lange Zeit gehabt. Sie werden mich anklagen, aber hören Sie nur, daß ich unschuldig bin. Gleich nach Erhaltung Ihres Briefes habe ich mich in Ihr Haus begeben, um Ihren Auftrag zu besorgen. Allein die Nachricht, die ich spät am Abend durch einen reitenden Boten erhielt, daß der Bliz in meine Wohnung eingeschlagen hätte, und ein Gebäude in Flammen stehe, trieb mich in der größten Bestürzung zurük. Ich mußte die ganze Nacht und den ganzen folgenden Vormittag mit Anstalten gegen das Feuer, das dennoch ein ganzes Seitengebäude verzehrt hat, zubringen, und als ich zurük kam, hieß es, die Hohberg wäre gleich nach mir weg gegangen, und sey noch nicht wieder da. Mit Zittern ging ich in Ihr Kabinet und fand, daß sie Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Zimmer ihrer Frau dahin zu kommen, und die aufgeschlagene und leere Kasse fiel mir so gleich in die Augen. — Noch habe ich die Sache nicht angezeigt, und will erstlich ihre Entschließung abwarten. Die abgeschikten Boten sind alle Unterthanen aus meinen Amtsdörfern, um

kein Aufsehen zu machen. Gott, welches Unglük! Eilen Sie zurük, Ihre Gegenwart wird Ihrer Feinde wegen sehr nöthig seyn. Bis zu Ihrer Ankunft bleibe ich hier.

Drey und vierzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Sommerhayn an den Amtmann Silberrath zu Arnswalde.

Nun ist die Decke von meinen Augen gefallen, aber zu spät. Gott, in welches Unglük lässest Du mich kommen! Welche Gelegenheit für meine Feinde zur Befödderung meines Untergangs. — Meiner armen Frau mag ich noch nicht mein Unglük entdecken, und doch sehe ich nicht, wie es ihr verborgen bleiben soll. Ich muß weg, schleunig weg! Zum Vorwand meiner Abreise nehme ich den Unfall, der Sie betroffen hat, und bald wird Ihr unglüklicher Freund an Ihrem Busen weinen.

Vier und vierzigster Brief.

Willhelm Flate an Christoph Lehmann zu L.

Du wirst Dich über meinen unvermutheten Abmarsch von L. wundern, Brüderchen, allein die

Ursache meiner Abreise erlaubte mir kein Zaudern, und hinderte mich, von Dir Abschied zu nehmen, so ungern ich es that. Denk Bruder, ich habe Hoffnung, eine Pfarre zu bekommen! Meinst Du nicht, daß man unter solchen Umständen eilfertig zum Schusse seyn muß, wenn sich da so ein Vogel vor einem hinpflastert. Du weist, wie sehr ich immer zweifelte, ob mich je eine verlaßne Heerde zu ihren Selenhirten annehmen würde, zumal wenn Du mich so oft ganz unumstößlich überzeugtest, daß wir beyde im Examen, das doch gewöhnlich doppelt vorhergehet, ehe man in der schwarzen Kutte auf die Kanzel segeln kann, uns gar miserabel exhibiren würden. Aber diese Sorge ist nun verschwunden, ich werde eine Pfarre bekommen und niemand wird mich fragen, ob ich dazu tüchtig sey? Das hat mir mein künftiger Kirchenpatron heilig versprochen. Predigen will ich ja wohl, was das Zeug halten will; und das mag denn klug oder nicht klug gerathen, das wird mich, hab ich einmahl eine Pfründe, wenig bekümmern. Sieh, was ich für gute Aussichten habe? Eine Pfarre und dann die Hoffnung, Helenen zu erhaschen, wenn sie die Asche, die sie über den Tod ihres zipfichen Falkens auf den Kopf gestreuet hat, wieder herunter gekämmt haben wird.

Aber eins quält mich, die Eilfertigkeit, mit der ich meine Abreise antreten mußte, machte, daß ich ein Paket Briefschaften hinter meinem Bette vergessen habe, woran mir sehr viel gelegen ist. Thu mir doch die Liebe, Brüderchen, gehe in mein Logis und sieh zu, daß Du sie bekommen kannst. Es wäre ein ganz verteufelter Streich, wenn sie in fremde Hände, und dann wohl gar an Helenen kommen sollten. Hat sie einmahl der Wirth beym Felle, so bin ich, der Teufel hole mich! nicht gut dafür. Denn der war immer gar wohl mit Falken dran, und wenn er seine Hand sieht, so schikt er die ganze Pastete seinem Vater. Eile ja, und suche sie aus seinen Klauen zu retten. Bin ich einmahl bey meinem Principale fest, so steht es vielleicht in meinen Kräften, Dir diese Freundschaft zu vergelten, denn sieh! er braucht auch Juristen.

Der Thielinn und der Freundinn sage bey Leibe! nichts von meiner Hoffnung zur Versorgung; sonst hat sie der Satan wohl bald bey mir. Das wäre mir jezt ein ebnes Stükchen! Sprich Du nur, wenn sie Dich um meine Abreise befragen, ich sey nach Liefland gegangen. Ich habe ihnen immer davon vorgeschwazt, ob ich gleich recht gut weiß, daß ich da eben in meinem ganzen Leben keine sonderliche Figur machen würde.

Indessen, das verstehen ja die Kröten nicht, und sie werden die Geschichte wenigstens so lange glauben, bis ich wieder vor dem Schirm, der mich eine Zeit lang verbarg, treten kann, und dann lache ich sie aus.

Wo ich jezt bin, kann ich Dir nicht schreiben, so gute Freunde wir auch immer sind. Wozu diente es auch. Erhältst Du das Paket, so verbrenne, oder behalte es bis ich wieder an Dich schreibe. Lebe wohl Bruder!

Fünf und vierzigster Brief.

Tobias Luttwer zu L. an den Pastor Müller zu Sommerhayn.

Es ist vor kurzer Zeit bey mir ein Student, Nahmens Falk, verstorben. Ich weiß zwar nicht ob Sie denselben gekannt haben, so viel aber habe ich erfahren, daß es Ihrer Tochter guter Freund gewesen ist. Ich halte es daher für meine Schuldigkeit, beygehendes Paket, das ich nach dem Tode dieses jungen, guten Menschen hinter dem Bette seines Stubenburschen gefunden habe, da es der Aufschrift nach an Ihre Jungfer Tochter gehört, Ihnen zu überschicken. Ist sie vielleicht seine Verlobte gewesen, so bedauere ich Sie herzlich.

lich. Sie hat viel verlohren. Unter einer grossen Anzahl Studirender, die in meinem Hause gewohnt haben, zeichnete sich der liebe Mann, seines Fleißes, seiner stillen Aufführung, seiner Gottesfurcht und seines Charakters wegen, auf das vortheilhafteste aus. Ich habe bey seinem Grabe geweint, als ob ich einen Sohn verlohren hätte, und beklage sein frühes Absterben noch. Das wäre einmahl ein rechter Prediger geworden, so wie sie alle seyn sollten. Doch vielleicht war die Welt eines solchen guten Mannes nicht länger werth. Er starb recht gern. Ein Zeichen, daß er wohl gelebt, seine Jugendjahre Gott geopfert und sich frühzeitig zu dem von ihm erwählten Stande geschikt hatte. Alle Redlichen, die ihn kannten, bedauern sein frühes Ende. Er hat niemand beleidiget, jedermann, wo er konnte, gedient. Wo findet man jezt seines Gleichen viel? Wie viel Geistliche gibt es nicht, die ohne Schaam an Ihre Jugendjahre nicht denken können! Wie viele gibt es nicht, die ihre Jugendsünden auch in ihrem geistlichen Stande noch forttreiben, ob sie gleich selbst das Gegentheil lehren! Und Schade für alle Gelehrsamkeit bey den Predigern, wenn ihr von Jugend auf geführter Lebenswandel nicht erbauet. Wenn sie sich auch nachdem bessern, so wird immer die Erinnerung an ihr voriges Leben den Eindruk schwächen.

chen, den ihre Predigten, wenn sie auch sonst die besten wären, auf die Gemeinde machen. Ein von Jugend auf geführter guter Lebenswandel eines Geistlichen erbauet mehr, wie die beste Predigt eines andern, von dem man weiß, daß er nicht denkt und lebet, wie er redet.

Obendrein ist es mit der Besserung eines solchen Menschen gefährlich. Gemeiniglich scheinen sie nur besser zu seyn, weil sie ihr Stand nöthiget, zurükhaltender zu werden, und im Grunde sind sie Heuchler, die im Herzen noch denken, wie sie ehemals dachten, und sich durch nichts, als eine sklavische Furcht vor dem Verlust ihres Brodes bewegen lassen, die Ausbrüche Ihrer Leidenschaften zu verhindern.

Doch was rede ich Ihnen von solchen Sachen vor, die meinetwegen doch nicht anders werden. Aber, wie gesagt, mein guter Falke wäre ein braver Geistlicher geworden. Der hätte getrost die Laster strafen können, ohne befürchten zu müssen, daß die Zuhörer, oder auch sein eigenes Gewissen zu ihm sagen würden, „warum hast du es denn weiland nicht so gemacht?" — Wenn doch nur alle Aeltern ihre Kinder recht ernstlich prüften, ehe sie solche der Theologie widmeten. Wenn ich Söhne hätte, so würde ich keinen eher zum geistlichen Stande bestimmen, als bis ich ihn

ihn von seinem dreyzehnten bis achtzehnten Jahre genau beobachtet und gefunden hätte, daß er Lust und Kräfte habe, allen unordentlichen Begierden Zügel anzulegen. Dann nur würde ich sagen: „Junge werde ein Pfarrer, du wirst einmahl deine Gemeinde mit deinem Leben erbauen, und das ist besser, als wenn du dich mit hundert Doktoren herum disputiren könntest.“ Würde ich aber finden, daß der Knabe die Mädchen gern sehe, daß er gern spiele, eitlen Vergnügungen gern nachgehe u. s. w. Dann würde es heißen: „du kannst nicht Haushalter im Reich Gottes seyn, denn du möchtest nicht treu erfunden werden. Da werde was anders und lerne lieber ein Handwerk.“ Denn ob er gleich deswegen nicht privilegirt ist, ein zügelloses Leben zu führen, wenn er sich einen Stand ausser dem geistlichen wählet, und ich alles thun würde, ihn zur Rechtschaffenheit und Gottesfurcht anzuhalten, so ist es doch nicht von so großer Bedeutung, wenn er, dessen allen ungeachtet, einen Fehltritt begeht. — Aber das thun die Leute denn nicht. Da wird der Junge schon zum Geistlichen bestimmt, wenn er noch in der Kappe herumläuft, und daher kommen denn die schönen Hirten, daher denn auch der Schade der Heerde. Engel sollen ja wohl die Prediger nicht seyn, — denn mit Anlegung der schwarzen Kleidung können sie doch unmöglich alle menschlichen

Schwachheiten ablegen — aber ihr Stand erfordert doch, daß sie mehr als ein anderer sich eines untadelhaften Betragens befleißigen.

Da habe ich denn nun schon wieder so viel Zeugs daher geschwazt, und mich geht doch das alles nichts an, und Sie werden das zudem besser wissen, als ich einfältiger Kerl, es da sagen kann. Es ist von mir so eine Unart, daß ich nicht aufhören kann, wenn ich so an das Schreiben komme. Aber lieber Herr Pfarrer, ich dächte doch immer, es wäre alles wahr, was ich da so gesagt habe. Sehn Sie nur, es thut mir so gar wehe, wenn ich so oft höre, daß die Leute auf die Ermahnungen und Strafen der Prediger zu sagen wissen: sie haben es selbst nicht besser gemacht in ihrer Jugend, machen es noch so, trinken gern, und manches Mahl so viel, daß Ihre Perücke mit dem Kopfe wackelt, sind geizig und schinden die Handwerksleute und Taglöhner, sind neidisch auf ihre Collegen, suchen ihnen nicht nur die Beichtkinder abzuspannen, sondern auch, so viel an ihnen ist, sie in Lehre, Leben und Wandel bey der lieben Gemeinde verdächtig zu machen, huren und ehebrechen, wenn es nur in geheim geschehen kann, und was dergleichen vielerley seyn mag. Was will da heraus kommen, du lieber Gott!

Aber

Aber fange ich nicht schon wieder an zu schwatzen! Nein! ein Kerl, wie ich, muß Sie nicht länger ermüden. Geschwind will ich schließen und sie nur noch versichern, daß ich sey ꝛc.

N. S. Noch einmal, Ihre Mamsel Tochter dauert mich, wenn Falke ihr Liebster war. Freylich war es denn auch zu bald für ihn, so früh an die Liebe zu denken. Wenn es aber so geschieht, so von tugendhaften Jünglingen, wie Falke einer war, da ist keine Gefahr dabey. Eine tugendhafte Liebe hält auch wieder von manchem Abweg ab.

Sechs und vierzigster Brief.

Karl Falke zu L. an Helenen Müllerinn zu Sommerhayn.

Schon sechs meiner Briefe haben Sie unbeantwortet gelassen, und nun erhalte ich gar die Nachricht, daß sie meine fernern Briefe verbeten haben. Was hat mich Ihrer so unwürdig gemacht? Ach liebes Lenchen, hätten Sie doch den, der Sie immer so innigst liebte, nicht so gerade zu von Sich gestoßen! — Sie würden ohne dieß von Ihrem, nun verachteten, Freund bald geschieden worden seyn! — Denn liebe, immer noch liebe

He=

Helene, meine Kränklichkeit hat sich außerordentlich vermehrt, und ich fühle es nun gar zu wohl, daß sich mein Körper bald zur Ruhe legen wird. Hätten Sie mich nicht wenigstens noch mit Hoffnung täuschen können, damit ich doch noch einen Trost in meinem siechen und äußerst elenden Zustande haben möchte! Aber gleichwohl Dank Ihrer Untreue! — vielleicht hätte ich dann meinem nahen Ende nicht so froh entgegen gesehen, wie nun jezt geschieht. Ach ich sehe den Tod als der Ankunft meines besten Freundes entgegen und gesegnet sey die Stunde, die mein trübes Erdenleben endet! —

— Wenn ich nur wissen sollte, wodurch Ihre Liebe, die ich für so standhaft hielt, Ihr Herz, das ich mit Marmorketten an das meinige gebunden glaubte, verlohren habe! Wie treu, wie herzlich liebe ich Sie noch! Ach wenn ich doch eine Rückkehr hoffen könnte, nur noch einen freundschaftlichen Brief von Ihren lieben Händen sehen sollte! —

Wie froh war ich sonst, wenn ich an die Zukunft dachte, mir mein liebes Lehnchen mit allen ihren Vollkommenheiten vorstellte, und dann zu mir selbst sagte: „wie glüklich wirst du seyn, wenn du einst ganz mit ihr verbunden, wenn sie ganz dein seyn wird! Mit welcher Wonne wirst

du

du an ihrer Hand den Pfad deines Lebens wandeln!" — Und wie unaussprechlich weh ist mir jezt, wenn ich an den Verlust Ihrer Liebe denke!

Wenn mich nur nicht etwa falsche Nachrichten aus Ihrem Herzen verbannt haben! Ich ahnde freylich so etwas und in meiner Seele schwebt der dunkle Gedanke herum: „vielleicht ist deine liebe Helene irre geführt worden, vielleicht wäre sie noch immer das gute Mädchen für Ihren Falken, wenn nicht schwarze Menschen ihren Sinn für ihn verkehret hätten." So denke ich freylich oft, aber mir fährt auch das in mein Herz, „wie könnte mein Lenchen so leichtgläubig seyn, wenn ihr jemand von ihrem Karl etwas unanständiges gesagt hätte! Das allein hätte sie mir wohl nicht entrissen." — Und so komme ich denn freylich immer zulezt auf den Gedanken, „mein gutes Mädchen hat sich von einem andern fesseln lassen, der mehrere und größere Lebensgüter anbieten kann, als der arme verachtete Falke, der Sohn eines Dorfpfarrers."

Freylich konnte ich Ihnen weiter nichts zum Opfer bringen als ein treues und Liebevolles Herz, und Sie hatten bey meinem Stande keine glänzenden Aussichten in der Vereinigung mit mir. — Aber wie oft sagten Sie mir, „daß Sie

nichts blende, und daß Sie in meiner Liebe alles fänden, was Sie glücklich machen könnte." Das sagten Sie mir unzählige Mahle, wenn wir, beym Aufgang der Sonne und des Mondes die Reize der Jahrszeiten genossen. — Und nun, wie konnte dieses zärtliche Herz meines Lenchens so gar geschwind von mir weggewendet werden! Ach daß — —

— — —

Meine Krankheit ließ mich gestern nicht weiter schreiben. Aber kaum bin ich wieder von meinem Lager geschlichen, so sezte ich mich, um mit Ihnen fort zu reden, ob ich gleich weiß, daß Sie nichts von mir annehmen wollen. Es sey, So lange ich noch lebe, will ich mich mit Ihnen unterhalten, und dem Zufalle überlassen, ob Sie nach meinem Tode noch etwas von meiner Hand sehn wollen. — Denn ehr soll mein Stubenbursche Ihnen diesen Brief nicht übergeben.

Ich habe viel gelitten seit gestern und meine Kräfte haben merklich abgenommen. Selten schließt der Schlaf meine Augen, und wenn es geschieht, so erwache ich betrübt durch täuschende Träume, die mich in mein altes Glück zurücksetzen, und, wenn ich erwache, seufze ich über Vermehrung meiner Pein.

Mein

Mein guter Wirth und sein Weib suchen mir meine Last zu erleichtern, aber sie wissen nicht, was mein Herz noch drückt. Wie viel mehr Mitleiden würden sie mit mir haben, wenn sie alles mein Leiden, so ganz in seiner Grösse, nur ahnden könnten! Ich will aber ihren guten Seelen die Betrübniß ersparen die sie gewiß haben würden, wenn sie ganz fassen könnten, was mein gepreßtes Herz fühlt.

Ach, liebes Lenchen! wenn Sie mich nur sehn sollten, vielleicht schenkten Sie mir wenigstens noch einen Händedruck. Ich bin verfallen, meine Augen sind verloschen, meine Wangen hohl, und Grabesblässe hat sich über mein Gesicht verbreitet. Bald, bald werden sich meine Gebeine dem Schoose der Verwesung nahen. Ach wenn ich Sie nur noch ein Mahl sehen und von Ihnen Abschied nehmen sollte. Sonst, liebes Kind! ist mein Haus bestellt. Meine Seele ist bereit, den Körper zu verlassen, und in die Ewigkeit zu gehen. Wohl mir, ich weiß keine schwarze That, deren Andenken mich schrecken könnte, vor dem heiligsten Richter zu erscheinen, und, — meine Schwachheiten, die ich alle erkenne, wird mir mein Vater im Himmel vergeben. Dank sey es meinen redlichen Aeltern, die mich frühzeitig zur Gottesfurcht und Tugend anhielten. Den guten,

Liebevollen, habe ich von meinem nahen Ende noch nichts geschrieben; doch wissen sie, daß ich krank bin. — Sie werden doch mein Ableben im Innersten ihres Herzens fühlen, warum sollte ich ihnen nicht noch einige Tage des Jammers weniger machen!

Liebes Lenchen, ich packe Ihnen mein Bildniß und meine Gedichte zusammen. Wenn ich gestorben bin, soll mein Freund Ihnen alles mit diesem Briefe überbringen, vielleicht nehmen Sie es doch an, und behalten es als ein Andenken von Ihrem treuen Karl.

— — —

Ich habe wieder drey Tage liegen müssen. Dieß Mahl glaubte ich nicht wieder aufzustehen, und gleichwohl kann ich wieder herum wandeln, ob ich gleich immer matter werde. Liebe! hier ist mein Abschiedslied an Sie.

Mir winkt der Tod — zum Grabesschlummer
Lädt er mich ein:
Ermüdet, matt von manchem Kummer,
Will ich gern sein Gefährte seyn.

Gern schließen sich die wunden Augen
Zum Schlaf im Grab:
Ich freue mich ein Leben auszuhauchen
Das mir so wenig Freuden gab.

Nimm

Nimm immer mich, o stille Erde
In deinen Schoos!
Daß einst die Wange trocken werde,
Wo lang des Jammers Thräne floß.

Wie wohl, o Grab! in deinen Wänden
Werd ich bald ruhn!
Und wird sich dann mein Leiden enden,
Wie wohl ach! wird mir's, Müden, thun.

Du, die mein Herz so innig liebte,
Leb ewig wohl!
Und wenn mein Lieben Dich betrübte,
O so vergib mir Mitleids voll.

Zürn nicht mehr über mich, und raube
Durch Deinen Fluch
Die sanfte Ruhe meinem Staube!
Ach, sieh, ich litte lebend gnug!

Noch Gute! wenn ich zitternd stehe
Am Grabesrand,
Heb ich mein Herz empor und flehe
Um Glück für Dich aus Gottes Hand.

Und kann mein Mund nun nicht mehr sprechen,
So thränt mein Aug
Zu Gott! und wird auch dieses brechen,
So seufz't für Dich mein lezter Hauch.

Bald werde ich nun, von allen meinen Leiden befreyt, in dem stillen Grabe, schlafen.

Wie wohl wird mir seyn! Wie gern denke ich an meine nahe Auflösung! O es ist Glück, es ist Wohlthat aus Gottes Vaterhand — ein früher Tod. Wie vieler Noth entgehe ich, wie vielen Dornenwegen, durch die sich so manche Menschen drängen müssen, ehe sie an das Ziel kommen, wo ich jezt bin! Hätte ich auch mein Leben ohne Sie ertragen können? — Gott, ich danke dir, daß du mich so früh würdigen willst, ein Bürger jener Welt zu werden! — Ich muß aufhören, die Krankheit tobt zu heftig in meiner Brust. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! bestes Lenchen!

— — —

Noch ein Mahl leben Sie wohl! Ich lasse nun das Paket zumachen, und meine lezten Zeilen, die ich schreibe, wenn ich noch so viel Kraft behalte, sollen die Aufschrift an Sie bezeichnen.

Sieben und vierzigster Brief.

Der Pfarrer Ludwig zu Eichenthal an den Consistorial-Secretair Flucht zu Grobheim.

Jezt, lieber Freund, alter guter Bekannter! wäre die Zeit, wo Du mir durch Deine, gewiß nicht ungültige, Fürsprache, zu einer bessern Ver-

sorgung helfen könntest. In der Beylage erhältst Du ein Memorial ans Consistorium, worin ich gegen den Pfarrer Müller zu Sommerhayn eine sehr wichtige Denunciation angebe und ich zweifle nicht, der Mann muß seiner Irrthümer wegen abgesezt werden. Dieß vorausgesezt, wirst Du schon wissen, was dabey mein Gedanke ist — daß ich an seine, obgleich eben nicht gar wichtige, doch aber immer für mich einträglichere Stelle gesezt werden möchte. —

Thue das Deinige, Lieber! Siehe, ich wende alles an, um Dich deshalb zufrieden zu stellen. Es wäre mir, nicht allein meiner Verbesserung, sondern auch der, der Müllerischen Familie so gar nöthigen Demüthigung wegen, viel daran gelegen, meinen Zweck zu erreichen. Sieh, Bruder, der Mann ist offenbar ein Heterodox und — wer wollte den dulden? — Ich kann's nicht, wahrlich nicht! — Wenn ich nur von weitem etwas wittere, so brauset mein Herz gleich so auf, daß ich mit dem Schwerdte drein schlagen möchte! — Also Bruder! thue was Du kannst. — Ich weiß, Du bist ein Freund von hübschen Obstbäumen, sieh! ich habe dergleichen von allen Sorten und auch sonst fehlt mir die Gelegenheit nicht diejenigen Arten, die ich selbst nicht besitze, Dir zu verschaffen. Dein Garten, Freund, sollte so

garnirt werden, daß sich jedermann darüber wundern müßte, wenn ich in meinem Gesuche glücklich wäre.

Leb wohl, Bester, und vergiß die Bitte Deines alten Bekannten nicht!

Beylage
zum sieben und vierzigsten Brief.

Hochwohlgebohrne, Wohlgebohrne, Hochehrwürdige, Gnädige und Hochgebietende Herren!

Als ein treuer Diener der Evangelisch-Lutherischen Religion, der vor den Augen Ewr. theuer geschworen hat, bey der reinen Lehre, wie solche in der ersten, ungeänderten Augspurgischen Confession u. s. w. gegründet ist, bis an sein Ende zu bleiben; sehe ich mich genöthiget, gegen einen meiner Amtsbrüder, nähmlich, den Pfarrer Müller zu Sommerhayn, eine geistliche Rüge anzubringen. Gedachter Pfarrer unterfängt sich, die neuen, so genannten, geistlichen Lieder, die, wenigstens größten Theils, von den Feinden Unsrer Religion, ich meine von den, heut zu Tage so überhand nehmenden Socinianern, herstammen, in seinem Hause ganz ungescheut singen zu lassen

sen und ich zweifle nicht, daß er solche, wenn er von seiner bisherigen Unbäßlichkeit wieder hergestellt ist, auch bey seiner Gemeinde einführen wird.

Ich halte es für meine Schuldigkeit einem Hochlöblichen Consistorio hiervon submisseste Anzeige zu thun, zweifle auch nicht, Hoch=Dasselbe werde deshalb diensame Anstalten zu treffen wissen, wie ich mich denn auch in euentum, wenn der Pfarrer Müller, seiner Irrthümer halber, wie billig, des von ihn bisher geführten Amtes entsezt werden sollte, zu dessen Stelle hiermit unterthänig gemeldet haben will.

Ich verharre ꝛc.

Ewr.

unterthäniger und treudevotester Knecht

Ludwig,
Pfarrer zu Eichenthal.

Acht und vierzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Leonhardt Flate auf dem Dornbusche.

Frisch auf, Alter, Dein Sohn hat sein Meisterstük gemacht! Das Vögelein ist gefangen, morgen

gen gegen Abend wirst Du es im Bäuerchen haben! Ich schicke Dir da meinen Friedrich voraus, daß Du Dich ein Bischen darnach richten kannst, und der Kerl soll warten, bis der Transport glücklich angekommen ist, und mir dann Rapport abstatten. — Nimm mir ja das Täubchen wohl in Acht, hörst Du Alter? Laß ihm nichts abgehen. Was sie will, schaff bey! Nur bey Leibe laß Dich nicht erbitten, und wenn sie Blut weinen sollte, daß Du ihr einige Freyheit verstattest, und durchaus laß ihr keine Correspondenz zu und wenn sie an den heiligsten Vater der katholischen Christenheit gehn sollte. Denn dergleichen Komödien könnten einen verteufelten Ausgang haben, wie Dir, alter Jubelbruder, schon, sonder mein Erinnern, bestmöglichst bekannt ist.

Die erste Woche, Alter! komme ich nicht, bis das traute Lämmchen ein wenig zahm gemacht ist, und das wirst Du beym Teufel, zu besorgen wissen. Du warst ja sonst immer Meister in solchen Dingen und wußtest Handgriffe, wie mans nennt, aus dem Grunde.

Deinem Sohn kannst Du übrigens meine ganze Zufriedenheit und die gewisse Hoffnung zusichern, daß er, so bald der Bruder Sensenmann durch Krankheit, oder auf eine andre Methode, einen meiner Schwarzröcke in die Erde zu bringen

gen gewußt hat, eine Pfarre haben soll und das alles — wie ich ihm schon versichert habe und wie sich ohnehin bey dergleichen Rittern versteht, ohne Examen, Tentamen und was des hundsfüttschen Zeugs mehr seyn mag.

Leb wohl, alter Galgenvogel!

Neun und vierzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an Leonhardt Redlich zu Uttenhof.

Ach! lieber, lieber Mann! hätte ich Ihren Warnungen gefolgt, und bey Zeiten eine Weibsperson aus meinem Hause entfernt, deren Charakter Sie sogleich erriethen, und den ich noch besser muthmassen konnte! Aber leider! habe ich Sie nicht gehört, und ich muß nun die traurigsten Wirkungen meiner Thorheit erfahren. Denken Sie, die Hobberg hat bey meiner Abwesenheit meine Kasse erbrochen und ist mit allem, was da war, und gegen viertausend Thaler beträgt, davon gegangen. Ich bin in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt! Ich kann den Diebstahl nicht angeben, denn meine Feinde würden ihn doch für erdichtet halten, und, wenn sie auch an der Wahrheit der Sache nicht zweifelten — würde

würde mir das etwas helfen, da doch meine Schuld dabey war? Und wie sollte ich mich wegen der vorgegebenen Verwandschaft entschuldigen, ohne die größte Thorheit zu bekennen! Fürchterlich ist mein Zustand und aus der schrecklichsten Lage weiß ich mich nicht anders zu retten, als wenn ich jemand finde, der mir auf mein Vermögen viertausend Thaler borgt. Ach Gott! könnte ich die bekommen, so würde ich dem fürchterlichsten Schimpfe, der mir bevorsteht, entzogen. Gern will ich dann mein Amt abgeben, Haus und Güter verkaufen, und mit dem daraus gelöseten Gelde und meiner Caution, die ich sodann zurük bekommen muß, diese Schuld wieder abtragen, und so arm ich nun seyn werde, dennoch Gott tausendmahl preisen, daß die mißlichste Sache noch so ausschlug.

Aber wer wird der Engel seyn unter den Menschen, der mir dieß Geld vorstrecken und mich aus den peinlichsten Umständen retten wird! Lieber Freund, Sie haben in Ihrer Gegend viel Bekanntschaften, und es gibt reiche Leute bey Ihnen, wollen Sie Sich nicht für mich verwenden und mir dieß Geld verschaffen? Sie wissen, daß, wenn ich meine Stelle niedergelegt und meinen Vorstand zurük erhalten habe, mein Vermögen hinreichend seyn wird, diese Schuld zu tilgen;

da=

daher also von dieser Seite kein Bedenken ist. — Lieber, guter Mann, thun Sie, was Sie können. Noch in der Ewigkeit will ich Ihren Beystand rühmen.

Ach Gott, wie ist mir zu Muthe! Wenn nur meine Feinde nichts gegen mich anspinnen, ehe ich die Summe beysammen habe! — O, daß alle diejenigen, die das Unglük haben, von dem tausendköpfigen Ungeheuer, der Eifersucht, regiert zu werden, meine Leiden übersehn und zur Warnung erfahren könnten, zu welchen Thorheiten, zu welchem Unglük eine blinde Eifersucht führen kann, damit sie bey Zeiten das fürchterliche Feuer in ihrem Herzen unterdrücken, und gegen alles, was es anfachen kann, sich verwahren möchten.

Ich bin jezt von der Unschuld meines Weibes so überzeugt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie ich je daran zweifeln konnte. Die erste aufrichtige Unterredung mit ihr über diesen Gegenstand, so mißtrauisch und hizig ich sie anfing, hat mir die Augen geöffnet. — Gott, hätte ich nach Ihrem guten Rathe Sie eher gehabt! — Schon war bey mir beschlossen, die elende Hohberg bey meiner Zurückkunft mit Verachtung aus meinem Hause zu entfernen, aber ich eilte nicht, dieses auszuführen, weil ich dem Amtmann

Sil=

Silberrath bey meiner Abreise die Aufsicht über mein Hauswesen anvertrauet hatte, und mir nicht träumen ließ, daß meine ganze Glükseligkeit so auf dem Spiele sey. Vielleicht hätte auch der Anschlag des boshaften Weibes nicht gelingen können, wenn nicht ein unglüklicher Brand auf Silberraths Guth ihn eben zu der Zeit nach Hause gerufen hätte, da seine Aufsicht am nöthigsten war. In diesem Zeitpunkte führte der Schandflek ihres Geschlechts das boshafteste Unternehmen aus.

Sollte ich aber nicht schon lange mich meinem Weibe entdecken? Ach, ja wohl! — Dann würde ich allem Unglück entgangen seyn, in das ich mich jezt so muthwillig gestürzt habe. Aber wessen sich ein Mahl solches Mißtrauen, welches mich eingenommen hatte, in so hohem Grade bemächtiget, dem sind vernünftige Vorstellungen unmöglich. Alles was zu Uebung des Zweifels dienen könnte, ist mit undringlichem Dunkel bedekt, und im hellen Lichte leuchten nur die Umstände, die das Mißtrauen gründen. Kurz der eifersüchtige Thor will es haben, daß seine Furcht gegründet sey, denn wünschte er dieß nicht, warum sollte er nicht auch eben so ängstlich untersuchen, was zur Benehmung derselben dient, wie er sich bemüht, alles aufzufinden, was seine Zu-

frie-

friedenheit so fürchterlich stört. Statt daß er zu Wiedererlangung seiner Ruhe den nächsten Weg gehen und seinem Weibe seine Zweifel entdecken sollte, entfernt er sich nur durch Zurükhaltung desto mehr davon, und, je unschuldiger sein Weib ist, desto weniger kann sie Dingen entgehen, die der Eifersucht mehrere Nahrung geben, denn sie weiß ja nichts von der Thorheit ihres Mannes. Wüßte sie, was in ihm vorgeht, so würde sie sich darnach richten und alles entfernen, was Verdacht erregen kann, da sie im Gegentheil diese Behutsamkeit nicht für nöthig hält, und oft durch die unschuldigsten Umstände noch mehr Mißtrauen auf der andern Seite erwekt. Ist der Eifersüchtige nun gar so verblendet, daß er denjenigen Gehör gibt, die ihn in seiner Meinung bestärken, dann ist er verlohren. Es kann nicht fehlen, daß sich die Scene nicht tragisch endigen sollte.

Jezt, da es von der Seite stille in meiner Sele ist, kann ich nicht begreifen, wie ich ein vernünftiger Mensch seyn und der Verhetzung einer unbekannten Weibsperson Gehör geben konnte! Wie es möglich war, daß mir nicht gleich einfiel, eine Person, die zwischen Ehegatten Mißverständnisse anzetteln und unterhalten kann, müsse, sehr wenige Fälle ausgenommen, schlech-

ter-

terdings eine verabscheuungswürdige Kreatur seyn. — Wie es möglich war, daß ich auf Ihre Stimme, die mir das nähmliche laut zurief, nicht achten konnte! — O, ich sage es noch ein Mahl, wenn ich doch allen eifersüchtigen Personen ein warnendes Beyspiel seyn möchte, damit doch meine unbegreifliche Thorheit wenigstens für andre einen Nutzen hätte!

Und mein armes Weib habe ich, wenn alles noch so gut, und wie ich wünsche, geht — habe ich nun doch in den Jammervollsten Zustand gesezt. Sie gab einem Manne die Hand, bey dem sie ihren Unterhalt zu finden hoffte, und bald wird sie in seiner Gesellschaft mit Mangel und Noth kämpfen müssen! — Doch diese Hände sind, Gott Lob! noch gesund und stark, und ich will mich nicht schämen, sie nach jeder Arbeit auszustrecken, die dem zärtlichsten Weibe Unterhalt verschaffen kann; sollte sie auch mit meinem Stande nicht überein kommen.

Nur daß ich erst gerettet wäre! O säumen Sie nicht, lieber, lieber Freund! Hier sitze ich in stiller Mitternacht, und wälze meine Augen von einer Ecke zur andern. Bald weine ich, bald bete ich, bald quält mich die Furcht vor einer, vielleicht nahen, Beschimpfung, bald martert mich die Reue über meine Thorheiten, bald peiniget

mich das Andenken an meine unglükliche Frau. Das geht so alles in meiner Sele durch einander, daß mein Leben nahe an der Hölle gränzt. Oft führt mich mein Unglük zum Vorsaz des Selbstmords, aber ich vermag ihn nicht auszuführen, ohne bestimmt sagen zu können, was mich abhält. Ist's Religion, ist's Feigheit, ist's Ehrgeiz, daß ich in meinem jetzigen Zustande nicht aus der Welt gehen will, ist's Liebe für mein Weib — das alles weiß ich nicht! Aber das weiß ich, daß die Verzweiflung, die meine Sele beherrscht, dennoch bald über alle diese Hindernisse siegen dürfte. —

Mit Anbruch des Tages geht dieser Brief ab, und mit Zittern werde ich Ihre Antwort erwarten. Was werden das aber für fürchterliche Tage seyn, ehe sie kommt!

Fünfzigster Brief.

Leonhardt Redlich zu Uttenhof an den Hofrath von Lang zu Soringen.

Sie wissen, daß es bey unserm Herrn beschlossen ist, daß ich die erledigte Stelle des ***, die Sie für Ihren Herrn Sohn zu erhalten wünschten, bekleiden soll. Bey meinen Umständen, da

ich weniges Vermögen, eine zahlreiche Familie, und das meiste, was mir meine Frau zubrachte, im Dienste des Landes aufgeopfert habe, nehme ich diese Gnade meines Herrn mit Dank an. Gleichwohl aber will ich dieser Stelle wieder entsagen, und sie Ihrem Herrn Sohne überlassen, wenn Sie mir die Gefälligkeit erweisen, mir auf Jahr und Tag viertausend Thaler gegen gewöhnliche Zinsen vorzustrecken. Ich brauche jezt dieses Geld und kann mir einen beträchtlichen Nutzen damit schaffen. Zu Ihrer Sicherheit stelle ich Ihnen einen Wechsel aus, und verspreche Ihnen, wenn Sie Sich dadurch nicht gedekt genug glauben sollten, noch eine Bürgschaft von meinem Schwiegervater. Die Sache leidet aber keinen Verzug, und ich muß heute noch hören, ob Sie meinen Wunsch erfüllen wollen.

Ein und funfzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Mit zitternder Hand muß ich Dir melden, daß meine Schwester Helene seit gestern Abends, da sie in der Dämmerung in den Garten spaziren ging, verschwunden ist, und kein Mensch die geringste Spur von ihr entdecken kann.

Wir

Wir sind alle wie vom Bliz gerührt, kein Mensch kann sich fassen. Das Sonderbarste dabey ist, daß sich Hübner auch unsichtbar gemacht hat, und niemand seinen Aufenthalt wissen will, und das gibt zu allerhand schändlichen Muthmassungen von meiner Schwester Anlaß. Allein gewiß sind diese ungegründet: ich kenne sie besser. Eben so wenig glaube ich, daß des Hofraths plözliche Entfernung einen Bezug auf ihre Abwesenheit hat. Die Schwermuth, welche sie zeither an sich blicken ließ, läßt mich ganz etwas anders, ach Gott! etwas sehr trauriges befürchten! Ach, bester Mann! wenn sie nur nicht Mörderinn ihres Lebens geworden ist! — O der vielen Leiden! — Ist es Dir möglich, lieber Karl! so eile wieder hierher! Meine Aeltern ringen mit der tiefsten Traurigkeit, und ich weiß keinen Trost für sie!

Zwey und funfzigster Brief.

Der Amtmann Silberrath zu Blankenbusch an Leonhardt Redlich zu Uttenhof.

Mein armer Freund, Lindenfeld, dessen, durch eine Nichtswürdige, bestohlne Kasse, auf Anstiften seiner Feinde visitirt und wegen Mangels an

den vorräthig seyn sollenden viertausend Thalern unrichtig befunden ward, ist zu Arrest gebracht worden und hat mich mit Thränen gebeten, Sie um Ihren Beystand zu ersuchen. Er weiß nicht, wie er sich aus seinem Unglücke helfen, am wenigsten wie er seinem Weibe seinen Erbarmungswürdigen Zustand melden soll, da diese zumal schon durch ein anderes Unglück gebeugt ist.

Ich bin nicht im Stande, mich seiner Sache anzunehmen, weil mein Amt mit dem seinigen in gewisser Verbindung steht, die mich verhindert, etwas für ihn zu thun.

Kommen Sie daher, und unterziehen sich der menschenfreundlichen Handlung, ihm in seinen verwirrten Umständen beyzustehen, ehe ihm seine Vertheidigung durch die Chikanen seiner Mißgünstigen unmöglich gemacht wird.

Er ist zu bedauern, ob er gleich nicht ohne Schuld bey seinem Unglück ist. Er hat sich die Feindschaft, die jezt seinen Untergang befördert, muthwillig zugezogen. Wie oft hab ich ihn gewarnet, nicht immer durch seine offenherzigen Aeusserungen über Ungerechtigkeiten, die er abzuschaffen nicht gesezt war, diejenigen vor den Kopf zu stossen, die ihm über kurz oder lang gefährlich werden konnten. Wie oft habe ich ihm gesagt, „daß, soviel Ehre es seinem Herzen ma-

che, wider jedes Unrecht, wenn und wo er es finde, laut zu reden; so wenig Ehre mache dieß seiner Politik." Ich sagte ihm, „daß er sich schade, und dennoch nichts besser mache;" aber es war alles umsonst. Er hielt es für schändliche Menschenfurcht, zu schweigen, und glaubte, jeder Mensch sey berufen, Ungerechtigkeiten zu rügen. Man scheuete ihn daher, entfernte sich von ihm und, wie das immer in der Welt der gewöhnliche Lauf ist, — wartete nur auf Gelegenheit, sich rächen zu können. Durch eine abermalige Thorheit, durch seine unsinnige und ungegründete Eifersucht, gab er sie selbst und nun ist er in den Händen seiner Feinde, die ganz gewiß alles anwenden werden, um ihn auf das äußerste zu demüthigen.

Noch hat er nicht gestanden, wie es mit Entwendung der Kassengelder zugegangen sey, und ich befürchte, dadurch begehet er einen neuen Fehler. Er will nicht gern offenbahr werden lassen, was er in Absicht auf die Hohberg für eine Rolle gespielt hat, und dadurch gibt er seinen Feinden eine Blöße, die sie sich wünschen. Denn sie sehen sehr gern, wenn die Sache mit dem Diebstahl unentdeckt bleibt, weil sie dann desto eher ihren Zweck, ihn zu stürzen, erreichen können, und, ob man gleich von dem Vorgange

weiß, der so ganz verschwiegen unmöglich bleiben konnte, so affectirt man doch deshalb eine gänzliche Unwissenheit.

Eilen Sie Ihrem Freunde zu Hülfe, ehe es zu spät ist, ihn zu retten. Er selbst, weiß ich gewiß, kann sich in seiner jetzigen Lage nicht rathen. Ich bin u. s. w.

Drey und funfzigster Brief.

Leonhardt Redlich zu Aschenleben an den Amtmann Silberrath zu Blankenbusch.

Ihr Brief trifft mich auf meiner, bereits vorgestern zu meinem Freunde angetretenen Reise an, und ich bin äußerst bestürzt, daß ich nun nicht mehr ganz zu rechter Zeit komme. Ich würde vielleicht schon bey ihm seyn, wenn ich nicht gestern das Unglück gehabt hätte, auf einer, zur Schande des ganzen Landes, beynahe nicht zu passirenden Strasse aus dem Wagen geworfen zu werden, wodurch mein linker Arm beschädigt ward. Es hält mich dieß zwar von meiner Reise nicht ab, gleichwohl aber bin ich genöthiget, langsamer zu fahren, und werde unter zwey Tagen nicht ankommen können. Versichern Sie indes-

dessen meinem Lindenfeld — wenn seine Feinde nicht grausam genug sind, Ihnen den Zutritt zu ihm zu versagen — daß ich die verlangte Summe zu seiner Rettung mitbringe. Ich bin u. s. w.

Vier und funfzigster Brief.

Leonhardt Redlich zu Arnswalde an Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn.

So gern ich Ihres, jezt ohnehin gebeugten Herzens schonte, so wenig sehe ich ein Mittel, wie Ihnen ein Unfall länger verschwiegen werden könnte, der freylich Ihre Seele sehr danieder schlagen wird. Ihr Herr Gemahl hat das Unglück gehabt, daß bey seiner Abwesenheit seine Kasse bestohlen worden ist. Es hat ihn dieß in große Verdrießlichkeiten gesezt, und da er, diesen zu entgehen, auf einen Ersatz des Gestohlnen denken mußte, so haben sich seine Vermögensumstände in der Kürze gar sehr verändert. Der viele Gram hat ihn bettlägrig gemacht, er trägt mir daher auf, Sie um Beschleunigung Ihrer Rückreise, aber auch um Ihre fernere Liebe in seinen veränderten Umständen zu bitten. Ein Herz, wie das Ihrige, wird sich zu dem einen so wenig wie zu dem andern nöthigen lassen.

Wollten Sie sogleich Ihre Abreise von Ihren lieben Aeltern antreten, so würde ich das Vergnügen haben, Sie in S. zu erwarten und zu Ihrem Gatten zu bringen.

Fünf und funfzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an Leonhardt Flate auf dem Dornbusche.

Kerl, wie sieht das aus, wo hat der Schurke, Dein Sohn, das Mädchen hingebracht? Da ist Verrätherey, und Du alter Halunke hast Mitwissens darum. Verirrt kann er sich nicht haben mit ihr, denn, beym Teufel! in acht Tagen würde er doch wieder auf die Spur gekommen seyn! Also fort ist er, Dein junger Drache, und hat mich schändlich betrogen. Ohne Dein Vorwissen ist es nicht geschehn, das weiß ich gewiß! Also Bärnheuter, schaffe mir das Mädchen, oder ich will Dir Dein altes Rattennest über dem Kopf zusammen brennen lassen. Das fehlt mir noch, daß solches Groob sich an mir machen und mich turbiren sollte! Ist das mein Dank für die Wohlthaten, die ich Dir erzeigt habe, daß Du und Dein schäbigter, vermaledeyter Katechismus-Husare mich am Narrenseile herumführen sollen?

Kerl, fürchte meine Rache! Wenn ich sie an Dir ausübe, so kommt gewiß Deines Gebeines nicht viel davon. Gleich gesteh mir, wo ist Dein Junge mit dem Mädchen hin? Gesteh mir, sage ich, sogleich und schaffe sie mir binnen drey Tagen in Dein Haus, oder Du sollst zu Deinem Schaden erfahren, wenn Du's noch nicht weist, wie wenig sich's mit Simon van der Hardt spassen läßt! Das wäre ein feines Stükchen, wenn ich das Geld dazu hergäbe, daß Dein Herr Sohn sich mit einem Täubchen nach Herzenslust paaren könnte. So ein Postillenreuter muß seine Ehre erwarten und harren, bis es an ihn kommt. Weißt Du das nicht? Seht doch her, wie sich der Knabe schmiegt und so unterthänig um eine Pfarre bittet, und wenn man sich so weit erniedriget, sich mit dem Burschen einzulassen, so geht der Spizbube mit dem fort, was er bringen sollte. Daß Dich doch und Deinen verfluchten Hundsfüttischen Jungen der Teufel geholt hätte, ehe ich noch ein Wort in der Sache verlohr. Ich fand gewiß sonst andre Leute, die mir dienten.

Aber so haben wir nicht gewettet! Wie gesagt, schaffst Du mir binnen drey Tagen das Mädchen nicht wieder, so soll es erbärmlich um Dich aussehn. Mach nur alles ganz kurz, Du wirst ja doch Simon van der Hardt kennen und wissen, daß er sich blutwenig auf der Nase herum trommeln läßt!

Sechs und funfzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Charlotte Rosenfels zu Altenstädt.

Da bin ich wieder, liebe Charlotte, in Arnswalde! Aber nicht in dem schönen Hause, in den gemahlten Zimmern, wo ich sonst war. — Nein, in einer armseligen Hütte, am Ende der Stadt. Bin der Spott der Leute und weiß keinen Bissen Brodtes, wenn ich ihn nicht mit der Arbeit meiner Hände verdient habe.

Ach, wie sehr haben sich meine Umstände verändert! Lieschen Hohberg war nicht die Verwandte meines Gattens, sondern eine ausgelernte Diebinn, die meinen Mann gegen mich einnahm, und seine Leichtgläubigkeit mißbrauchte, um ihn, in unsrer Abwesenheit, bestehlen und ihn unglüklich machen zu können. Er kam, ihres Diebstahls halber in Arrest, rettete sich daraus durch Vorschub eines Freundes, büßte aber auch zugleich sein ganzes Vermögen ein, weil er glaubte, seinen Erretter auf der Stelle wieder befriedigen zu müssen. Eine Summe von viertausend Thalern bezahlen zu können, verkaufte er sein Haus, und gab alles hin, was er hatte.

Nicht genug war es dem widrigen Schiksahle uns um alles zu bringen. — Der Gram und

die Sorge strekte nun auch meinen Mann auf das Krankenbett, wo er noch liegt. — Ach Lottchen! wie gar sehr elend bin ich geworden! Zwar sollte ich Ihnen mein Leid nicht klagen, ich weiß, ich habe Sie durch meinen lezten Brief beleidiget, aber ich hoffe Vergebung von Ihnen, wenn ich Ihnen sage, daß eben die verworfne Kreatur, Hohberg, die angegebene Verwandtinn meines Mannes, an diesen Aeußerungen Schuld hat. Sie suchte mich mit Ihnen uneinig zu machen, ohne Zweifel, weil sie glaubte, daß sie bey einer genauen Bekanntschaft, die ich mit Personen außer ihr unterhielte, in Gefahr sey, verrathen zu werden. Ich glaube nunmehr und bin überzeugt, daß alles, was sie mir von Ihnen vorspiegelte, erdichtet gewesen ist, bitte Sie um Vergebung, und um das Geschenk Ihrer fernern Freundschaft. —

Wie kann ich das aber? Wird Ihnen nicht jezt eine so armselige Freundinn lästig seyn? — Wenn Sie die gewöhnlichen Gesinnungen der Freunde nach der Mode haben, so bin ich unglüklich. Aber das befürchte ich von Ihrem edlen Charakter nicht! Sie werden Mitleiden mit mir haben, mich bedauern und mich trösten. Ich hoffe das, und, wenn ich mir mit meiner Hoffnung nicht zu viel schmeichle, so glaube ich die

Bitte

Bitte wagen zu dürfen, daß Sie mich, nur auf kurze Zeit, besuchen. Freylich kann ich Ihnen in meiner Lage keine Bewirthung versprechen, wie ich ehemals im Stande war. Sie können kein Gastzimmer bey mir beziehn, sondern müssen, so wie ich, auf einem hölzernen Lager ruhen, dessen Härte nur wenige Lumpen mildern. Alles was ich noch an Betten habe, darauf liegt mein kranker Mann. — Gut ist es für mich, daß ich in meiner Jugend allerhand Arbeit verfertigen lernte, und daß mir Gott eine, wider alle Erwartung dauerhafte Gesundheit schenkt. Außerdem wüßte ich nicht, wie es uns ergehen würde. Denn nur diese Hände, womit ich Ihnen schreibe, mußten bisher unsern Unterhalt erwerben.

Aber, Gott, welche Zukunft sehe ich vor mir! Ich fühle, daß ich eine Frucht unter meinem Herzen trage, die mein Elend bald unerträglich machen wird. Denken Sie, beste Freundinn, unter meinen Umständen einer baldigen Niederkunft entgegen sehen zu müssen! Schon der Gedanke, ein Kind, ein armes unschuldiges Kind zur Welt bringen und es sogleich dem Mangel übergeben zu müssen — ist er nicht tödend? Nun stellen Sie sich meine Aussichten vor, bedenken, daß keine Hoffnung zu der geringsten Einnahme da ist, wenn auch meine Hände werden ruhen müssen,

und Sie werden Sich ein Bild machen können, wie mir zu Muthe ist! —

Wenn nur mein armer Mann wieder hergestellt wäre! Vielleicht könnte er doch eher Anstalten zu unserm Unterkommen machen. Aber dazu ist wenig Anschein. Dazu kommt noch das Andenken von dem traurigen Zustande meiner Aeltern, die zwar über alle Hoffnung wieder genesen sind, aber nur genesen sind, um tausendfache Noth fühlen zu können.

O, liebe Freundinn, wie werde ich es anfangen, daß ich nicht unterliege! Wohl mir noch, daß ich gelernt habe, Gottes Wort schätzen. Wie wenig erkennen die meisten Menschen, daß dieß eine wahre Wohlthat ist! Wie unglüklich wäre ich, wenn ich diese einzige Stütze in meinem Elende nicht hätte, wenn ich, wie die Heyden, ohne Hoffnung wäre! Ach Gott, gründe diesen Trost fest in mir, daß ich in meinem Elende nicht vergehe! Willst du, daß ich Bekümmernisse in meinem Herzen haben soll, so laß auch deine Tröstungen meine Sele ergötzen! Laß mich, wenn meine Augen thränen und nach Hülfe umher blikken und sie nicht finden, zu meinem Herzen sagen, wie Dein Luther:

Harre, liebes Herz, und so sich die Hülfe noch länger verzeugt, harre länger und trage Geduld. Es wird der Herr mit seiner Hülfe gewißlich kommen und nicht verziehen.

Laß

Laß mich erkennen, daß ich dieses Lebens wegen nicht geschaffen bin, und daß eben dieß Loos, das ich hier habe, ganz das sey, das mir zu meinem wahren Besten gebühret.

— — —

Ach Lottchen, ich habe meine Knie vor Gott gebeugt und bin sehr erleichtert. Wenn doch alle Verächter des Gebets die Kraft desselben in so traurigen Umständen wüßten. Wüßten, wie es das Herz in dem größten Drucke über alles erhebt, und es oft so froh macht, als ob keine Sorge es quetsche und dann bedächten, daß, wenn sie auch noch so glüklich sind, dennoch eine Stunde kommen könne, wo sie erschrecken müssen, wenn Gott sein Antliz verbirgt! Sie würden zittern über ihre Gesinnung und bey Zeiten umwenden, damit ihnen Gott nicht einst die Kraft zum Beten versage, wenn sie nun gern beten wollen! — Ach wie hat mich der Vers getröstet, den ich in einem, eben aufgeschlagnen Liede las:

Du machst die dürren Berge naß
Du kleidest Blumen, Laub und Graß,
Für deine Sorg ist nichts zu klein,
Du wirst auch mein Versorger seyn!

Mit Thränen habe ich ihn viele Mahle wiederhohlt, und fühle jezt mehr als jemahls, daß Gott — welch Glük! — daß Gott mir nahe ist. O vielleicht ist seine Hülfe auch näher, als ich dem Anschein nach denken darf. — Wie leicht ist es ihm, mich aus dem Labyrinthe meines Jammers auf eine ebene Bahn zu führen. Er, der Königreiche vergibt und Fürsten ihre Herrschaften aus den Händen reißt, kann ja wohl auch mir Armen leicht Unterhalt schenken. Hab ich doch mein Elend nicht selbst verschuldet, mit meinem Wissen nicht die geringste Gelegenheit dazu gegeben. Kann ich da nicht getrost seyn?

Meine Liebe, verachten Sie mich nicht in meiner Erniedrigung! Lassen Sie meine Bitte statt finden, und besuchen mich. —

Mein Mann erwacht von einem sanften Schlummer — ach, daß er der Vorbote seiner Gesundheit wäre! Ich muß schließen, um für ihn zu sorgen. Leben Sie wohl!

Sieben und funfzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Ach wie leicht ist mein Herz jezt wieder, lieber Mann! Mein Weib hat mir vergeben, und liebt mich

mich noch wie zuvor. — O wie glüklich bin ich, eine Sele zur Gesellschafterinn meines Lebens gefunden zu haben, die so vernünftige Gesinnungen, so viele herzliche Liebe zu Ihrem Manne, auch dann noch hat, wenn sie Flecken an ihm gewahr wird; die mit solcher Herzensgüte vergeben kann, als ob nie etwas, sie beleidigendes, vorgefallen wäre.

Sie schrieb mir nach Zedliz, daß sie mir entgegen gehen wolle, wenn ich wieder zurückkehrte. Mit Scham schlich ich mich fort und stieß beym Finsterbrunn auf sie. Sie hatte sich da mit den Kindern hingesezt, und reichte mir mit dem Lächeln eines Engels die Hand, als ich heran kam. Thränen stürzten mir aus den Augen, ich wollte sie um Vergebung bitten, sie legte mir aber die Hand auf den Mund, und bat mich, wenn ich sie lieb hätte, nicht ein Wort mehr von der Sache zu reden.

Freund, das war eine Scene! Da stand ich, umarmt von meiner Frau, und meine Kinder hingen sich mit den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude über mein Wiedersehn an mich. Sie sahen bald unsre Thränen und, noch nicht gewohnt, einen andern weinen zu sehen, wenn er froh ist, glaubten sie, wir weinten aus Traurigkeit, und fingen an, eins nach dem andern, laut zu schluchzen.

zen. „Ach, lieber Papa! ach, liebe Mama, was fehlt ihnen“ — diese Ausrufungen quollen aus dem bethränten Munde der armen Würmer und ich wußte mich bey den Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit, so wenig, wie mein Weib zu fassen. Endlich beruhigte ich sie doch dadurch, daß ich meine Wangen troknete, sie auf meine Arme nahm, und auf eine, Kindern angemessene Weise überzeugte, daß mir nichts fehle. Wir setzten uns dann um den Brunn herum, meine Frau gab den Kindern Kuchen, und ließ sie aus dem frischen Brunn trinken und wir tranken mit ihnen. So eine Stunde, voll, von solchen Freuden, habe ich noch nie erlebt! Engel mußten sich freuen, wenn sie diesen Auftritt sahen. Stellen Sie sich vor, wie gerührt ich gewesen bin! Und nun bin ich wieder so glüklich, wie ich vor diesem fatalen Vorfalle war.

Nur eins macht mich unruhig. Meine Frau hat schlechterdings zu einer Bedingung unserer Wiederaussöhnung gemacht, daß ich Marianens Kind zu mir nehmen und mit meinen rechtmäßigen Kindern erziehen lassen soll. Wird nicht dieser Knabe meine Zufriedenheit stören, wenn seine Gegenwart mich täglich an mein Vergehen erinnert. Und muß ich nicht befürchten, daß es über kurz oder lang zu neuen Uneinigkeiten zwischen

mir und meinem Weibe Anlaß geben wird? — Ich habe ihr alles vorgestellt, um sie von diesem Gedanken abzubringen, aber sie ist unbeweglich geblieben, und ich mußte an Marianen schreiben lassen, daß sie das Kind zu mir schicke, wollte ich sie nicht aufs neue beleidigen. Ich zittre seiner Ankunft wegen! —

Doch ich will mich nicht vor der Zeit ängstigen. Weiß ich ja doch, daß ich eine vernünftige Gattinn habe, die gewiß von ihrer Seite alles thun wird, Einigkeit unter uns zu erhalten. Wie lange wird es auch währen, so muß der Junge auf eine Schule, und dann auf die Universität, oder, wenn er Lust zum Soldatenleben hat, zu einem Regiment. — Da kommt er ja doch wieder weg. —

Wollen Sie Theil an meiner Freude nehmen, so kommen Sie morgen früh zu mir und bringen den Tag bey mir zu. Wir wollen das Fest der ehelichen Aussöhnung feyern. Kein Mensch ist weiter da. Sie werden mir eine besondere Gefälligkeit erweisen, wenn Sie meiner Einladung folgen. Auch mein gutes Weib bittet darum.

Acht und funfzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn, an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Wie viel hat sich geändert, seit dem Sie aus meiner Nachbarschaft gerufen worden sind! Ach, guter Herr Pfarrer, wie viel habe ich in dieser Zeit leiden müssen! Denken Sie nur, meine Helene, meine liebe Tochter, ist aus meinem Hause unvermuthet verschwunden, und ich weiß nicht, was ich von ihrer Entfernung denken soll. Meine älteste Tochter, meine Aemilie, ist mit ihrem Manne aus den besten Umständen in das tiefste Elend gekommen und meinen noch einzigen übrigen Sohn hat mir die Verführung geraubt. —

Ach, wäre er gestorben, so wie Ihr Karl starb! Lassen Sie sich das zu Ihrem besten Troste bey dem frühen Ende dieses Jünglings dienen, daß Sie ein ferneres Leben, wie es mein Willhelm führt, mit dem Tode Ihres Sohnes vergleichen und dann sagen: „Gott, wie gut ist mein Schiksahl gegen das Schiksahl meines Amtsbruders! — Ich habe noch einen Sohn, aber leider! er ist ein Religionsspötter geworden, und wäre es nicht besser, ich hätte ihn nicht? —

Doch was sage ich! Auch hier bey diesem bittern Leiden erkenne ich die Hand Gottes, und

kann ich mich unterwinden zu sagen, was besser seyn möchte, wenn ich weiß, Gott schikt alles? Vater, lieber Vater im Himmel, ich will meine Hand auf meinen Mund legen und deine heilige Wege in tiefster Ehrfurcht verehren! Sie sind zwar in Dunkel gehüllt, aber einst — ist es nicht noch in diesem Leben, so wird es in einem andern geschehen, — einst wird das Dunkel vor meinen Augen verschwinden, und ich werde in vollem Lichte sehen. Sehen dann deine Absichten, die du hattest und dann deine Wege, eben darum, weil sie nicht meine Wege waren und deine Gedanken, eben darum, weil sie meine Gedanken nicht waren, mit Erstaunen bewundern! —

Ich stand an den Pforten der Ewigkeit, glaubte nimmermehr, daß ich in diese Jammerwelt zurückkehren müsse, und du, Gott! hast mich gleichwohl wieder aus dem Thale des Todes auf die Bahn des Lebens geleitet. Gerührt über deine Güte, dachte ich, deine Vaterhand wollte mich nun durch meine Vollendung dem Gefühle aller Schmerzen, die mich meine vielfache Noth leiden ließ, entziehen und ich segnete meine Abschiedsstunde. Aber du, mein himmlischer Vater wolltest ein anders. Wider alles Erwarten mußte ich alter Mann wieder gesund werden, um neuen

Leiden entgegen zu gehen. Einsehen kann ich deine Absichten nicht, aber gut sind sie, und das ist genug, mich zu beruhigen. —

Wissen Sie denn, daß Ihr aufgelöseter Sohn mit meiner Helenen sich verbunden hatte? Ich habe dieß aus einem Briefe ersehen, den mir sein Wirth in L. vor kurzem geschikt. Ach, wäre er doch noch am Leben, wie gern wünschte ich so einen Schwiegersohn! Das ist also auch die Ursache gewesen, warum meine Tochter die Hand des Hofrath Baumanns ausschlug. O hätte sie mir gesagt, daß ihr Herz an diesen edlen Jüngling verschenkt sey, ich hätte ihr nicht ein Mahl wieder von Baumanns Absichten etwas gesagt, und ihr angelegen, ihn zu heyrathen. —

Doch das ist nun alles vorbey, und wahrscheinlicher Weise werde ich meine Tochter so wenig wieder sehen, als Sie Ihren Sohn. — Ich kann nichts mehr dabey thun und will nun meine Aufmerksamkeit auf die Kinder richten, die ich noch habe. Wenn doch meiner Lindenfeldinn Schiksahl besser wäre!

Sie haben einen braven Herrn, der im Stande ist, für meinen Schwiegersohn zu sorgen, könnten und wollten Sie nicht versuchen, ihn in die Dienste des Herrn Barons zu bringen? Daß er ein brauchbarer und redlicher Mann ist, wissen

Sie. Er wird mit einer kleinen Stelle zufrieden seyn, wenn er nur auf einige Art seinen Unterhalt findet. O thun Sie, was in Ihren Kräften stehet! Gott wird es Ihnen lohnen. Wäre die Witterung nicht so stürmisch, so hätte ich Sie, so weit auch der Weg für mich ist, diese Woche besucht. Doch es geschieht, so bald es möglich ist, und da will ich dem Herrn Baron selbst meine Aufwartung machen und ihn bitten. Ich habe so viel Gutes von ihm gehört, daß ich gewiß glaube, er nimmt sich meiner an, wenn es ihm möglich ist. Bereiten Sie ihn dazu vor. Sie wissen, daß Lindenfeld ein guter Jurist und Oekonom zugleich ist, und da dächte ich doch, er würde dem Herrn Baron gute Dienste auf seinen Gütern leisten können.

Sein jetziges Schiksahl ist kläglich und ich kann ihm nicht beystehen, das wissen Sie. In Arnswalde darf er auf keine andere Versorgung warten. So wenig er sich in Hinsicht der Ehrlichkeit den Verlust seines Dienstes vorzuwerfen hat, so machen doch dergleichen Vorfälle das Zutrauen schwankend. Und wollte ihn auch der Herr wieder anstellen, so würden es doch seine Feinde zu verhindern wissen.

Noch in jener Welt will ich es Ihnen danken,

ken, Herr Pfarrer, wenn Sie behülflich zu seinem Unterkommen sind.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir. Ich bin u. s. w.

Neun und funfzigster Brief.

Der Consistorial = Secretair Flucht zu Grobheim an den Pfarrer Ludwig zu Eichenthal.

Kerl, was hast Du für alberne Fratzen in Deinem Kopf! — Willst einen ehrlichen Mann um sein Brodt bringen, — und das darum, weil er Lieder der neuen Dichter zu seiner Privat = Erbauung singt und lieset, das heißt, weil er klüger als Du bist? Sag mir nur, welcher Teufel Dich geritten hat, da Du Deine mir überschikte, abgeschmakte, Denunciation aus Deinem verdammten Gänsekiel hast fließen lassen. — Wollte doch Gott, alle Pfarrherren und Kirchendiener würden so klug, wie der von Dir gemißhandelte Pfarrer Müller, und sähen ein, wie sehr auch die Dichter unserer neuen Lieder eben so wohl würdig sind, daß ihre Gesänge öffentlich angenommen werden, als es die alten immer gewesen sind.

Es wird Dir nicht lieb seyn, wenn ich so mit Dir rede, aber sieh! ich kann gegen meine Ueberzeu-

zeugung nicht sprechen, und wenn ich auf der Stelle als ein Uebelthäter durch Schindershand justificirt werden sollte. — Und überhaupt verdrießt es mich, daß Du mir zutrauen konntest, ich würde in diese Grießgramereyen stimmen. Du wirst nun schon leicht schließen können, daß ich Deinem Verlangen, mich für Deine Denunciation zu verwenden, zu fügen nicht vermag. Es würde auch, wenn ich ganz nach Deinem Willen leben wollte, nöthig seyn, daß wenigstens ein Mitglied des Consistoriums Anlage zu einem Groß-Inquisitor hätte; das ist aber, Gott sey Dank! hier nicht der Fall. Hättest Du das Glük, unter einem Consistorio zu stehen, wo es oft an nichts, als an der Landesherrlichen Einwilligung — und das heißt freylich, aber auch zum Glük, an allem — fehlt, um ein geistliches Inquisitions-Gericht aufzurichten, das die Aechtheit sämmtlicher Geistlichen nach den Symbolischen Büchern auf ein Haar abzuwiegen hätte; ey, da ging Deine Sache gewiß gut. Aber das ist denn, wie gesagt, nun nicht so bey uns. Ich habe ja wohl Deine Denunciation zum Vortrag bringen müssen, aber das sag ich Dir voraus, was Du wünschest, geschieht zuverläßig nicht. Und wenn ich Dir die Resolution geben sollte, so würdest Du Deiner, einem wahren Geistlichen wahrlich nicht ziemender Denunciation halber, ins Carcer gestekt,

stekt, oder bekämst doch, wenn's recht gut abliefe, einen derben Verweis.

Laß Dir das vorläufig zur Warnung dienen; ich kann zur Zeit ohnehin nicht wissen, was folgen wird. Das einzige, was ich Dir für jezt rathe, ist, daß Du klüger und Duldender wirst. Leb wohl und nimm mir meine freymüthigen Aeußerungen nicht übel!

N. S. Ich hatte keine Gelegenheit diesen Brief bald an Dich abzusenden und indessen ist Deine Denunciation im Vortrag gewesen. Die Resolution ist ungefähr die, die ich Dir schon prognosticirt habe und unser alter Oberhofprediger hat den Auftrag, Dich zurecht zu weisen erhalten. Diese Zurechtweisung sende ich Dir in der Beylage, und wünsche, daß sie Dich erbauen möge.

Ich bin sonst Dein Freund

Flucht.

Sechzigster Brief.

Der Oberhofprediger Greis zu Grobheim an den Pfarrer Ludwig zu Eichenthal.

Sie haben bey unserm Consistorio gegen den Pfarrer Müller zu Sommerhayn deshalb eine De-

nunciation übergeben, weil er die geistlichen Lieder neuerer Dichter zu seiner Privat-Andacht gebraucht hat und glauben dadurch die Remotion dieses Mannes zu bewirken, und dessen Dienst zu erhalten. Mir ist bey dem Vortrag der Sache von dem Consistorio der Auftrag geschehen, Ihnen die Entschließung desselben zu erkennen zu geben, vermöge welcher ich Ihnen auf Ihr Anbringen nach meiner Ueberzeugung antworten soll.

Ihr Eifer ist nicht der wahre geistliche Amtseifer, denn Sie verwerfen neue Sachen blos darum, weil sie neu sind, ohne sie einmahl, wie es scheint, gehörig zu kennen. Denn, sehn Sie nur, ich, alter drey und achtzigjähriger Mann, fange gewiß an meiner, schon geöffneten, Gruft, nicht erst an, die Hauptwahrheiten unsrer Religion zu verläugnen; und gleichwohl kann ich Ihnen nicht nur versichern, daß ich die mehresten geistlichen Gesänge unsrer neuen Dichter zu meiner und der Meinigen Privat-Andacht nicht nur sehr oft benutze, sondern daß ich auch an einer Sammlung derselben, die unter Beybehaltung der alten guten Gesänge, in unserm ganzen Lande, unter Auctorität des Consistoriums, nächstens öffentlich eingeführt werden wird, arbeite.

Die Zeiten ändern sich, auch die wesentlichen Sachen erhalten, ob sie gleich immer dieselben blei-

bleiben, ein anderes Gewand und müssen solches, wenn sie, bey veränderten Umständen, Eingang finden sollen, erhalten. — So auch mit unsren Kirchengesängen. Sprache und Geschmack haben sich seit vierzig Jahren gar sehr verändert und wer mit beyden fortgerückt ist, kann unmöglich ein altes schlechtes Lied so gut, wie ein neues gutes finden. Und wer hat denn den ältern geistlichen Liederdichtern ein Privilegium gegeben, daß sie bis ans Ende der Welt im alleinigen Besitz der Absingung ihrer Poesie bleiben sollen? — Finden wir nun, daß neue Liederdichter die ersten Hauptwahrheiten unsrer Religion angenommen haben, dann ist es nicht allein sehr gut, ihre Gesänge in die Gemeinden aufzunehmen, sondern auch Schuldigkeit, sie, wo möglich, öffentlich einzuführen. Denn der aufgeklärter denkende Christ wird sich, wenn er auch der alten ächten Evangelischen Lehre sehr zugethan ist, dennoch oft daran stoßen, wenn er alte Lieder, die ihm in Sprache und Ausdruck ganz alternd und mit dem, was er kennt, nicht übereinstimmend vorkommen, mit singen soll. Er wird daher den Besuch der Christlichen Versammlung blos um deswillen unterlassen, weil er einen Gesang, ob er ihm gleich sonst seines Alterthums wegen ehrwürdig ist, nach seiner jetzigen Lage mit Andacht nicht mitsingen kann. Ich kenne einen ehrlichen Mann,

der gleichwohl nie in die Kirche geht, wenn die alten Lieder: „sey Gott getreu, halt seinen Bund“ und: „durch Adams Fall ist ganz verderbt“ gesungen werden sollen. Bey erstern war ihm die Strophe: „sey Gott getreu, laß keinen Wind“ anstößig und bey leztern war ihm die darin vorkommende Lucerne nicht recht. — Er ist sonst ein rechtschaffener, braver Mann und wer wollte ihn deshalb verdammen! Daher sollten auch immer kluge Geistliche darauf denken, den neuern, unserm jetzigen Geschmack angemeßnern, Liedern Eingang zu verschaffen und wenn sie nicht könnten, wenigstens aus unsern alten Büchersammlungen die vorzüglichsten zum Gesang bestimmen, nicht aber, zum oftmahligen Gespött, ohne Gedanken und Geschmack singen lassen, was ihnen nur so einfällt. —

Doch ich komme von meinem Zwecke ab und werde schwazhaft, welches freylich bey mir, als einem alten Manne, kein Wunder ist.

Die Hauptsache ist die, daß ich Ihnen die gegen den Pfarrer Müller angebrachte Denunciation besonders deshalb verweisen soll, weil Sie Ihr ferneres Glück auf den Untergang eines allgemein geliebten Christlichen Geistlichen und einer ganzen Familie desselben zu gründen hoffen. So denken selten gemeine Menschen, und was

soll

soll man sagen, wenn ein Geistlicher so denkt!

Wer jemand um sein Brodt zu bringen sucht, der ist ein Bösewicht und wenn er sonst noch so laut sich zu Christus Religion bekennt und alle anders denkende mit einem Päbstlichen Bannstrahl belegt! Und wer gar bey einem solchen Vorsaz die Absicht hat, auf den Trümmern des Wohlstandes eines andern sein Glück zu bauen, der ist — ich kann es nicht sagen, was? — Unsere Sprache hat noch keinen Nahmen für ihn!

Gehn Sie deshalb in sich, sonst haben Sie wahrlich weder vor Gott noch Menschen Gehör zu hoffen; wenigstens wird unser Consistorium, wenn Sie nicht sichtbare Proben Ihrer Sinnesänderung von Sich geben, auf Sie nie sehn. Wahres Christenthum besteht darin, daß wir unserm Nächsten Liebe erweisen, und Sie müssen ja die biblischen Stellen kennen, die dieß deutlich genug sagen.

Hören Sie meine Stimme, die wahrlich väterlich zu Ihnen spricht und vielleicht zum lezten Mahle zu Ihnen spricht. Gott ändre Ihren Sinn!

Ich verharre u. s. w.

Ein und sechzigster Brief.

Hans von Frankenberg zu Frankenberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Lieber, guter, alter Lehrer! ich habe noch immer das gute Zutrauen zu Ihnen, das ich in jenen glücklichen, mir ewig unvergeßlichen Wochen, wo Sie mich zum Genuß des Abendmahls unsers Herrn zubereiten mußten, zu Ihnen gehabt habe. Ich liebe Sie noch als Mann so zärtlich, wie ich Sie als Knabe geliebt habe und — wie könnte ich das anders, da Sie so redlich mit mir umgingen, mir so gute Gesinnungen einflößten, die ich als meinen größten Reichthum ansehe! Lassen Sie mich bey Ihnen in einem Leiden einen Trost suchen, ohne welches ich vielleicht ein glücklicher Mann wäre. Lassen Sie mich die Klage über mein höchstes und, für jezt wenigstens, einiges Elend, in Ihren Schooß schütten!

Seit einigen Jahren hat mich die Furcht für Gewitter so eingenommen, daß mich jede trübe Wolke in den äußersten Harm und in die größte Unthätigkeit versenkt. Wenn ich früh noch so heiter mein Lager verlasse und aus dem Fallen meines Barometers oder der Schwüle der Luft nur von ferne ahnde, daß an diesem Tage ein Ge-

Gewitter kommen könnte, so bin ich, wie ein Mensch, den Gottes Barmherzigkeit verlassen hat. Ich gehe — aber ganz in der Stille, denn niemand laß ich wissen, was in mir vorgeht — herum und ringe mit Verzweiflung. Kommt denn nun gar — oft nähmlich ist meine Angst vergeblich und das von mir gefürchtete Ungewitter bleibt entweder ganz aus, oder löset sich in einen sanften Regen auf, oder zieht über unsre Berge seitwärts weg — kommt denn nun gar, sage ich, ein Gewitter zu uns heran, dann, bester Mann! bin ich in einem Zustande, wie kaum, kaum der Delinquent seyn kann, den ein Commando zum Richtplaz führt. Meine Lage ist fürchterlich! — Um mich bey meiner, mich, oft gleich beym Erwachen ergreifenden Unruhe, zu ermuntern, trinke ich betäubende Getränke, die mich freylich auf eine kurze Zeit in die Höhe heben, mich aber eben so bald, wenn sie verraucht sind, so unglücklich, ach Gott! — noch unglücklicher machen, als ich vorhin war. — Ich weiß keinen Trost in diesem meinen Leiden. Ich sage mir ja wohl mancherley zur Aufrichtung vor, aber es wirkt nicht auf mein Herz.

Warum läßt Gott, der gute Vater aller Geschöpfe, mich doch so leiden! — Wie viele, offenbar verworfne, Menschen sehe ich um mich herum,

um, denen das Herannahen eines Gewitters so gleichgültig ist, daß sie nicht allein ein angefangenes Kartenspiel dabey vollenden, sondern auch noch, wenn es nicht nach ihrem Willen gehet, fluchen und das über ihnen stehende Wetter verspotten können. Und ich, armer Elender! der gewiß Gott fürchtet, muß so leiden!

Wissen Sie Trost für mich, lieber Freund, ach, so halten Sie nicht damit zurük. Kann irgend das Wort eines Menschen mich zufrieden stellen, so ist es das, das ich aus Ihrem Munde höre. — Antworten Sie mir ja, so bald Sie können!

Ich bin u. s. w.

Zwey und sechzigster Brief.

Der Hofrath Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Da bin ich wieder, lieber Sturz und habe Helenen — nicht mit gebracht. Wenn ich nur wenigstens die Freyheit meines Herzens wieder hätte, da meine Wünsche nicht befriediget werden können. Aber das wünsche ich umsonst. Je weiter sich die Hoffnung entfernt, Helenen zu ge-

gewinnen, je mehr wächst meine Liebe zu ihr. Wenn ich doch nur in aller Welt wissen sollte, warum sie mir so standhaft ihre Hand verweigert. Sie hat mir ihre Freundschaft geschenkt, ich bin ihr nicht zuwider, aber ihr Herz will sie mir nicht geben. Vorausgesezt, daß sie noch frey ist, wie ich bey ihrer Jugend und aus andern Umständen gewiß glaube, so ist mir das ganz unerklärlich. Sie weiß, daß sie bey mir ihr reichliches Auskommen hätte, muß aus meinem Betragen gegen sie schliessen, daß ich sie auf den Händen tragen würde, und will mir doch ihre Hand nicht zur ehelichen Verbindung reichen. — Freund, wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie ich diese Liebe aus meinem Herzen vertilgen könnte! Ich habe mir zeither allerhand Zerstreuungen gemacht, um Helenen zu vergessen; aber umsonst! Wo ich bin, sehe ich sie vor mir. Vor kurzem hatte ich eine sonderbare Erscheinung. Ich war in meinem Garten vor der Stadt, stand in einem Pavillon und dachte mit mehr Sehnsucht, als jemals, an sie. Plötzlich hörte ich eine Stimme von der nicht weit von dem Garten liegenden Straße her: Retten sie mich!“ Es war ganz die Stimme Helenens. Ich fuhr auf, lief nach der Thür, sah aber nichts, als in einiger Entfernung eine Chaise schnell in den nahen Wald fahren. So offenbar dieß also ein Werk meiner

Phantasie war, so bin ich doch seit dieser Zeit noch unruhiger. Gern reisete ich nach Sommerhayn, wenn ich nicht Helenen das Wort gegeben hätte, nicht wieder vor ihr zu erscheinen, weil ich ihr mit meinem Antrage lästig sey. Mein Wort mag ich nicht brechen. Und doch ist es immer, als ob mich eine geheime Kraft zu ihr triebe, und allenthalben höre ich die Worte in meine Ohren rufen: „Retten sie mich!“

Können Sie abkommen, Lieber, so besuchen Sie mich. Wir wollen mit einander auf die große Jagd gehen, die diese Woche in meiner Nachbarschaft von dem — — — gehalten wird. Ich bin dazu gebeten, und so wenig ich sonst ein Freund von solchen Grausamkeiten bin, so ist es doch fest beschlossen, dieß Mahl hinzugehen. Vielleicht daß ich bey einer solchen Gelegenheit wieder geheilt werde. An komischen Auftritten wird es gewiß nicht fehlen. — Wer kleine Fürsten und ihre großen Diener kennt, zweifelt an so etwas nicht. —

Für Gewehr dürfen Sie nicht sorgen, das können Sie sich bey mir aussuchen. Bringen Sie Ihr Weibchen mit, sie hat ohnedieß wenig Veränderung, und die Bewegung wird ihr wohl bekommen. Will sie nicht mit auf die Jagd, so kann sie so lange hier bleiben, bis wir wieder kommen. Ich bin u. s. w.

Drey und sechzigster Brief.

Günther Kottwitz auf dem Dornbusche an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Schon vier Tage sind es, daß ich und Friedrich hier sind, aber nichts hat sich noch sehen lassen. Ich habe alles im Hause durchsucht, und ich muß es dem alten Flaten nachsagen, daß er mir selbst alle Schlupfwinkel öffnen ließ, um mich von seiner Unschuld bey der Sache zu überzeugen. Der Kerl bekräftiget, daß er nicht wisse, wo sein Sohn hingekommen sey, mit Eidschwüren, die ich in meinem Leben nicht gehört habe. Freylich kann man auf das Schwören eines solchen Knabens blutwenig bauen; es kommt mir vor, als wenn unser Samson Itzig auf das neue Testament schwören wollte. Doch glaube ich gleichwohl, daß er unschuldig ist. Hier kann ich doch nichts ausrichten. Da ich bald Gerichtstag halten muß, so habe ich bey Ew. Hochwohlgeb. Gnaden durch Friedrichen anfragen wollen, ob ich wieder zurück gehen soll.

Ich verharre u. s. w.

Vier und sechzigster Brief.

Der Steuer-Commissair Moritz Rothe zu Wolkenberg an den Advocat Körner zu Mühlstrom.

Bey uns heißt es recht nach dem Sprichworte: Berge kommen nicht zusammen, aber Menschen. Nimmermehr hätte ich geglaubt, Dich so unvermuthet in hiesiger Gegend anzutreffen. Es hat mich unendlich erfreut, so einen alten guten Universitätsfreund, nach einer langen Trennung, wieder zu umarmen. Der Herr führt ja wohl seine Heiligen wunderlich, sonst hättest Du nicht so daher verschlagen werden, und eine reiche Frau in einer solchen Gegend kriegen können, die Du sonst nicht weiter gesehn hattest, als auf der Landcharte. Sieh, das ist nun gut für Dich gewesen, daß Du Dich nicht bald mit einem Mädchen versprochen hast. Hättest Du Dich in Deinem Vaterlande frühzeitig an ein Weiblein gehängt, so würdest Du von Deinem jetzigen Glücke abgehalten worden seyn. Du wärest dann gleich von Universitäten hübsch wieder nach Hause gegangen, und, wenn Dir hundert bessere Parthien hätten werden können, so warst Du doch genöthiget, Dein altes Schätzchen zu behalten. Wenn es nun gar ein armes Subject war, und wie gemeiniglich der Fall ist, Dein liebes

Vaterland es in langen Jahren für keine Schuldigkeit hielt, seinen Sohn zu versorgen, so wäre sie ein altes Mütterchen geworden, wenn Du die Verheyrathung bis zu Deiner Versorgung aufgeschoben, oder wenn Du dieß nicht gethan hättest, würdest Du mit Deinem Liebchen haben hungern müssen, und hättest nunmehr vielleicht schon ein Paar Kinder begraben lassen, die Hungers halber gestorben wären. Sieh, das ist so das Schicksaal derjenigen, die so voreilig sind, sich nach einer Frau umzusehen, die sie erstlich in zehn Jahren nehmen können. Da schleicht man nachher im Lande herum, ist gebunden, und wird abgehalten, sein Glück in der weiten Welt zu suchen, wenn man in dem Vaterlande vor auswärtigen Schurken zu nichts kommen kann. Muß sich denn da so gefallen lassen, zu tanzen, wie es die Hochvenerirlichen Herren, aus deren Händen wir ein Dienstchen erschnappen wollen, zu befehlen gedenken, muß Geschäfte übernehmen, ohne dafür bezahlt zu werden, bekommt einen Titel und kein Brodt, und muß sich das alles noch obendrein für ein besonderes Glück annehmen lassen. Dann, mit der Zeit, das ist, wenn man anfängt, des Lebens überdrüßig zu werden, wenn Muth und Gesundheit ihren höflichen Abmarsch genommen haben, wird endlich auf den geduldigen Harrer in hohen und höchsten Gnaden re-

flectirt. Bin ich nicht gebunden, hält mich kein Mädchen ab, mit der ich mich eingelassen habe, und die ich nun, ohne ein Bösewicht vom ersten Range zu seyn, nicht verlassen kann, so lasse ich es brav bleiben, da den Herren ihr unterthäniger, unterthänigster und allerunterthänigster, auch treu-devotester Narr zu seyn. Will mir mein Vaterland kein Brodt geben, so sehe ich mich nach einem andern Fleck in der Welt um, und den findet gewiß ein jeder, wenn er einen gesunden Kopf und ein Paar gesunde Hände hat, wäre es auch in Amerika.

Segne also Dein Schicksaal, Männchen, das Dich von einer so gefährlichen Verbindung abhielt, und Dich weit von Deinem Vaterlande auf ein so gutes Eiland absezte. Du hast ja Dein gutes Stücklein Brodt, und auch wohl Haasen und Krautsalat, während daß ein anderer dürre Stätte durchwandeln und bey täglich in höchsten Gnaden verwilligten zwanzig Groschen Zehrungskosten, seinen nüchternen Körper von einem Ort zum andern schleppen muß. —

Aber Herr Advokat, Du sollst mir ex officio einen guten Rath geben. — Denn das wirst Du doch nicht verlangen, daß ich Dir in Deinen guten Umständen als ein alter Universitätsfreund pro consilio etwas bezahlen soll? — Wie ist es

am

am klügsten anzufangen, wenn man eine Braut hat, gern von ihr geschieden seyn möchte, und doch keine wichtigere Ursachen anzugeben weiß, als die: „man mag sie nicht mehr,“ wenigstens das wichtigere nicht zu beweisen vermag? Gib mir darüber aus Deinen Schätzen eine Erläuterung, aber bald. Hast Du dagegen ein ökonomisches Project nöthig, so wende Dich wieder an mich, ich will es Dir nach den besten und neuesten Kameralisten-Meinungen entwerfen. Denn das habe ich, Gott sey Dank, meisterlich gelernt, und bin im Stande, Dir aus einem Thaler zwey und mehrere zu machen, wenn ich irgend jemand auftreiben kann, dessen Beutel ich zum medium terminum meines Finanz-Arguments methodice machen kann. Ob ich indessen nicht, wie jener Pfarrer von dem Kartenmacher, den er proclamiren mußte, gemeint hat, ein besseres Handwerk hätte ergreifen können, das will ich für dieß Mahl an seinen Ort gestellt seyn lassen.

Wenn meine Geschäfte hier geendiget sind, so gehe ich über Osterwiz zurück und da besuche ich Dich. Aber das möchte sich noch verziehen, und Du darfst Deine Antwort nicht etwa bis dahin anstehen lassen, denn es ist mir daran gelegen, daß ich bald über meine Frage belehrt werde.

Fünf und sechzigster Brief.

Der Regierungsrath Helbig zu Arnswalde an den Kammerrath Heym zu Reinhardtsroth.

Freue Dich, Bruder! Lindenfeld ist gefallen. So tief, daß er draußen vor dem Thore in einem Hüttchen wohnen und wie eine Kirchenratte hungern muß, wenn ihm seine Frau das Brodt nicht verdient. Es war nicht nöthig, daß wir so künstliche Schlingen legten. Bey solchen Leuten ist die Feinheit übel angewendet. Er hat sich selbst die Grube gegraben, in die er gestürzt ist. Ein Mensch, das er bey sich gehabt und für seine Verwandte ausgegeben hat, nahm ihm viertausend Thaler aus der Kasse und ging damit in alle Welt. Ich erfuhr das den Augenblik. Du weist, er ist meinem Sohne vorgezogen worden, und wie ich auch sonst mit Dir Ursachen, ihn zu hassen, habe: nun kannst Du denken, wie geschwind ich da hinterher war, seinen Fall zu befödern. Bey der ersten Versammlung, die wir hatten, trug ich bey meinen Collegen darauf an, daß man bey Lindenfelden eine Visitation der Kasse anstellen möchte. Sehr weißlich verschwieg ich, was ich wußte; nähmlich, daß Lindenfeld bestohlen sey. Denn wenn ich damit herausgefahren wäre, so hätte ich unsern alten Präsidenten nicht

nicht dazu gebracht, auf den Kassensturz zu stimmen. Das Mitleiden, das ihn so sehr plagt, wie das Alter, hätte ihn nicht einwilligen lassen, er würde vielmehr Lindenfelden heimlich zu sich gerufen und ihm Einschläge gegeben haben, wie er dem Streiche ausweichen könnte. Das verschwieg ich also, trug nur vor, ich wäre zuverlässig unterrichtet, daß es mit ihm schlecht stehe, und daß wir es nicht verantworten könnten, wenn wir hier nicht aufmerksam seyn wollten. Es ward also resolvirt, seine Kasse zu visitiren, und einer meiner Collegen erhielt deshalb Auftrag. Lindenfeld mußte nun seinen Rechnungs-Extract vorlegen, da fand sich, daß er viertausend Thaler Ueberschuß hatte, und die waren nicht da, als sie vorgezeiget werden sollten. Was Lindenfeld bewogen hat, mit der Wahrheit der Sache zurük zu halten, weiß ich nicht: aber er hat sich nicht das geringste davon verlauten lassen, daß er bestohlen worden sey, und durch sein Stillschweigen bey dem Präsidenten und allen denen, die von dem Diebstahl nichts wußten, (die ihn wußten, wollten ihn, wie ich, nicht wissen) den Verdacht auf sich gebracht, daß er die Gelder angegriffen habe. Wir hielten sogleich eine eigne Session, nachdem mein Colleg seinen Befund schleunig angezeigt hatte, und, da ich sehr wahrscheinlich zu machen wußte, daß, nach genauerer Untersuchung

der Rechnung, vielleicht ein noch größerer Rest sich ergeben könne, und sein ganzes Vermögen kaum zureichen werde, jenen gut zu thun, so ward mein Vorschlag, ihn in Arrest zu nehmen, beliebt. Ha, wie freuete ich mich, als ihn die Wache vor meinem Hause vorbey führte! Er sah aus, wie eine Leiche, und ich glaube, er hätte gern ein Glied von seinem Leibe hergegeben, wenn er diesem Schimpfe hätte entgehen können. Nun kam ein Freund von ihm, der Commissionsrath Redlich von Uttenhof, und verlangte die Untersuchung seines Restes, mit der Erklärung, daß sogleich alles bezahlt werden sollte. Das war mir nun freylich nicht recht. Ich hätte ihn gern noch eine Zeitlang herumgezogen, damit ich im Stande gewesen wäre, die Sache recht in Verwirrung zu bringen. Es ward durch die mehresten Stimmen ausgemacht, daß seinem Verlangen gefügt werden sollte. Es fand sich dann, daß weiter nichts fehlte, als viertausend Thaler. Redlich zahlte sie aus, und brachte ein Rescript vom Hofe bey, das er durch besondere Kanäle mußte erlangt haben, worin uns anbefohlen ward, Lindenfelden, wenn er die viertausend Thaler auszahlte, des Arrestes zu entlassen und wegen seiner fernern Beybehaltung beym Dienst Bericht zu erstatten. So viel war also gewiß, daß man ihn bey Hofe gern erhalten wollte. Hätten wir nun

nun nur einiger Maßen für ihn berichtet, so wär ihm, der Teufel! der Dienst gelassen worden. Glücklicher Weise aber waren wir alle einig, mit Macht dagegen zu reden, und ich hatte gar nicht nöthig, meine Collegen einzunehmen, denn sie waren ohnedieß alle wider ihn, weil keiner ist, den er nicht vor den Kopf gestoßen hätte. Der alte Präsident, der immer seine Partie genommen hat, ward überstimmt, ich machte selbst den Bericht, und wußte alles so gefährlich vorzustellen, daß seine Entlassung sogleich erfolgte. Nun meldete sich mein Sohn zu dem Dienste, denn eher ließ ich mir davon nichts merken, bis das alles vorbey war, weil ich außerdem in der Sache nichts hätte reden dürfen, und er erhielt die Stelle. Lindenfeld mußte nun seine Sachen alle losschlagen, um die geborgten viertausend Thaler erstatten zu können, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als einige Lumpen.

Nieder war er also, wie man es nur immer von seinem Feinde wünschen kann, aber wir dürfen ihn auch nicht wieder aufstehen lassen. Ich habe erfahren, daß der Baron von Lilienthal für ihn sorgen will, und dazu dürfen wir es nicht kommen lassen. Da kannst Du nun am besten vorbauen, weil Du mit dem Barone bekannt bist. Säumen darfst Du aber nicht. Hintertreiben wir,

daß

daße r nicht bald unterkommt, so kann er sich länger nicht halten und muß in die weite Welt gehen; bleibt er in hiesiger Gegend, so kann er uns manchen Schaden thun und wer wüßte, was der Kerl alles noch ausklügelte, das besonders mir gefährlich werden könnte.

Nun soll mein Sohn nächstens Dein Töchterchen hohlen, schicke Dich nur darzu, daß Du eine honorable Hochzeit geben kannst. Lebe wohl!

Sechs und sechzigster Brief.

Charlotte Rosenfels zu Altenstädt an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Ach, wie beklage ich Sie, gutes Weib, bey Ihrem Unfalle! Ihr Schiksahl ist hart, ja wahrlich! sehr hart. Gewiß wäre das Bubenstük nicht vollendet worden, wenn Sie meinen Brief, den ich in der redlichsten Gesinnung, und um Sie vor der Hohberg zu warnen, an Sie schrieb, erhalten hätten; vermuthlich aber ist er in die Hände der Kreatur gefallen und von ihr unterschlagen worden. Sagen Sie mir aber nur, was nur immer Ihren Mann bewegen konnte, ein so niederträchtiges Weib im Hause zu haben, und sie für

seine

seine Verwandtinn auszugeben? — Das kann ich doch schlechterdings noch zur Zeit nicht begreifen, und bin sehr neugierig, die Ursachen zu erfahren, wenn ich zu ihnen kommen werde. —

Ach, ich glaube wohl, daß Ihnen wehe ums Herze seyn muß. Eine solche Veränderung ertragen zu können, muß man entweder ganz Christ, oder ganz ruchlos seyn! Wohl Ihnen, liebe Frau, daß Ihr Herz von wahrem Christenthume beselt ist, daß Sie überzeugt sind, daß Menschen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sie tragen nun Ihre Last nicht allein. Gott, der sie Ihnen auflegte, hilft Ihnen mittelbar tragen, weil er Ihnen Kräfte verleihet, die Ihre Schultern stark machen. Stände es in meinem Vermögen, Ihre Umstände zu verbessern, wie sehr gern wollte ich es thun! Da ich das nicht kann, so bitte ich Sie, nur nicht bös zu werden, daß ich Ihnen hier einige Victualien schicke. Nehmen Sie solche mit dem Herzen auf, mit welchem ich sie gebe, und erlauben Sie mir, dieß geringe Geschenk wiederhohlen zu dürfen.

Ach, liebe Aemilie, meine jetzige Lage ist auch traurig. Sie wissen, daß mein Bräutigam verreiset ist. Im Anfange erhielt ich immer die zärtlichsten Briefe von ihm, seitdem er aber in Wolkenburg ist, habe ich nur ein einziges Mahl Nach-

richt

richt von ihm, und das ist schon lange, sehr lange. Ganz gewiß ist ihm eine bessere Parthie vorgekommen, er hat mich vergessen, und ich armes Mädchen bin unglüklich. O, wie grausame Menschen gibt es! Sollte man glauben, es sey möglich, daß man einem Mädchen die größten Versicherungen seiner Liebe geben, und sie dann so leicht vergessen kann! Kann ein redlicher Blutstropfen in solchen Menschen seyn? — Ist das besser, als wenn ich einen fremden unter dem Versprechen einer guten Beherbergung in mein Haus locke, ihn speise und tränke, und wenn er sich ohne Argwohn zur Ruhe gelegt hat, den Dolch durch das Herz stoße? — Ich glaube nicht! Was kann überhaupt trauriger seyn, als betrogene Hoffnung, und was ist insbesondere schmerzhafter, als betrogene Liebe!

Mein Herz will ihn zwar immer vertheidigen, immer noch entschuldigen, aber die Vernunft kann nur diese Entschuldigung nicht für gegründet halten. Sollte er mich so lange ohne Nachricht von sich lassen, wenn seine Gesinnung noch die vorige wäre? — So viele Briefe von mir unbeantwortet lassen? — Gewiß nicht! O es ist nichts ausgemachters, als daß ich verlassen bin. Werde ich nicht allen, die mich kennen und meine Verbindung wissen, ein Spott werden? O der Verräthe-

therey, der unmenschlichen Verrätherey! — Meine Augen sind bisher wenig trocken worden, und Ihr Unglük hat meinen Schmerz noch vermehrt, so wenig ich sonst glaubte, daß dieß möglich sey. O wie sehr gut werden wir uns auch jezt zusammen schicken! — Ich komme daher ehestens und sobald ich von einer Unbäßlichkeit wieder hergestellt bin, die mich zeither anwandelte. Glauben Sie nicht, daß Ihr jetziger Zustand meine Gesinnungen ändern könnte, er wird mich nur noch mehr an Sie fesseln. Was ist mehr Trost für Leidende, als der Umgang mit Unglüklichen! Sie werden über mich weinen und ich über Sie, und so werden wir beyde in unsern wechselseitigen Thränen Beruhigung finden.

Ich wünsche Ihrem Manne baldige Wiederherstellung. Ja wohl haben Sie dann mehrere Hoffnung zur Verbesserung Ihrer Umstände. — Gott tröste Sie in Ihrem Jammer!

Sieben und sechzigster Brief.

Der Amtmmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath Baumann zu Hohenzell.

Vermuthlich war es keine Phantasie, Herr Hofrath, wenn Sie letzthin Helenens Stimme zu ver-

vernehmen glaubten, und ohne allen Zweifel war sie es selbst, die Sie rufen hörten. Sie ist, wie ich von dem Pfarrer Falk in Kirchberg erfahren habe, aus ihrem Hause verschwunden, allem Vermuthen nach entführet und vor Ihrem Garten vorbey gefahren worden. Der Weg ist nicht weit von Ihrem Garten, Sie werden ihr in die Augen gefallen und von ihr erkannt worden seyn, sie hat um Hülfe gerufen, ihr Schreyen bewog ihre Führer mehr zu eilen, Sie verweilten sich dagegen ein wenig, ehe Sie vor die Gartenthüre kommen konnten, und so ging es ganz natürlich zu, daß Sie dann nichts gewahr wurden, als in einiger Entfernung eine Kutsche, von der Sie nicht glauben konnten, daß Helene darin sey. O hätten Sie das wissen sollen! Wie leicht wäre es Ihnen gewesen, das arme Mädchen aus den Händen ihrer Räuber zu retten! Und wäre das geschehen, so hätten Sie alle Hoffnung gehabt, Ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Denn wissen Sie nun, daß nichts die Ursache war, warum Helene Ihnen bisher ihre Hand verweigerte, als weil sie ihr Herz schon an einen Jüngling, des Pfarrer Falks Sohn, vergeben hatte. Dieser aber ist vor kurzen in L., wo er studierte, verstorben, und Helene würde, wie ich glaube, nach einiger Zeit weniger Anstand gefunden haben, sich mit Ihnen zu verbinden. — Auf solche Art aber ist diese Hoffnung

nung vereitelt. Gott weiß, wo sie nun hingeschleppt worden ist! Zur Zeit ist noch wenig Anschein da, dieß zu entdecken. Ich spüre mit Hülfe des Pfarrer Falks nach, und wenn mich nur etwas auf die Spur leitet, so will ich ihr mit Riesenschritten nachgehen. Wie wollte ich mich freuen, wenn ich sie entdecken und Ihnen zuführen könnte!

Auf die Jagd kann ich nicht kommen. Fünf Spitzbuben, die in meinem Amte aufgebracht worden sind, machen mir so viele verdrießliche Arbeit, daß ich jezt allen Veränderungen entsagen muß. Hätte ich freylich die Denkungsart vieler meiner Amtsbrüder, so könnte ich eines so unseligen Geschäftes, als eine Untersuchung ist, überhoben seyn. Ich dürfte nur, wie jene, meine Leute instruiren, alles verdächtige Gesindel mit sehenden Augen nicht wahrzunehmen und nur dergleichen Personen anzuhalten, deren Figur im Voraus verspricht, daß sie unverdächtig werde befunden werden. — Aber das kann ich nun nicht. Ich muß daher fein hübsch zu Hause bleiben, ob ich gleich sehr gern in Ihrer Gesellschaft gewesen wäre und mit Ihnen bey der Jagd wenigstens so viel Gutes hätte stiften mögen, das arme Wildpret, dessen Tod einmal beschlossen ist, fein hübsch auf den Kopf zu schießen, und es

nicht den Schützen vorkommen zu lassen, die es zehn Mähle treffen ohne es zu tödten. —

Immer gehn Sie aber dahin, und suchen Sich zu zerstreuen. Unter Ihren jetzigen Umständen ist das wohl das beste. Wenn Sie Sich vornehmen, die hochadelichen und unhochadelichen Thorheiten alle zu bemerken, die von Vornehmen und Geringen bey dieser Gelegenheit ausgelassen werden, so wird Ihnen dieß Stoff genug zur Zerstreuung geben. Und wenn Sie dieses zu thun denken, so bitte ich mir eine Beschreibung von dem aus, was Sie gesehn und gehöret haben.

Ich bin u. s. w.

Acht und sechzigster Brief.

Mariane Nagelinn zu Wolkenberg an den Advocat Körner zu Mühlstrom.

Mein Anwurf an den Baron ging fehl. Er hat sich gegen mich erklärt, daß ich nichts von ihm erhalten soll, weil er nicht nöthig hätte, seine Frau, die um alles wisse, zu scheuen. Damit ich aber, spricht er, gar nicht klagen dürfe, so will er meinen Jungen zu sich nehmen, und selbst erziehen lassen. Immer auch gut! Bey meiner jetzigen Freyerey ist mir das Bürschchen

gar

gar nicht viel Nuz. Transportiren Sie ihn daher so bald, als möglich, durch eine Gelegenheit, wie Sie wollen, zu seinem Vater nach Dobberlingen. — Ich zahle Ihnen noch aufs ganze Quartal das Kostgeld.

Wenn ich nur Rothen in mein Garn kriege! Im Anfange hatte ich eben keine Neigung zu ihm, und mein Anschlag, den ich seiner Person wegen machte, hatte blos zum Grund, mich unter die Haube zu bringen, jezt aber — spotten Sie immer meiner! — bin ich, albernes Mensch, wirklich in den Kerl verliebt. Sollte denn gar nichts auszudenken seyn, wie man ihn fangen könnte! Daß er schon eine Braut hätte, glaube ich nun nicht, aber nur weiß ich nicht, warum er nicht freyer gegen mich heraus gehet. Es bleibt immer bey der Freundlichkeit, die Sie leztհin bey Ihrem Hierseyn schon bemerkten, und es will kein Liebesantrag heraus.

Freylich kann es seyn, daß ich mich gar zu keusch gestellt und ihn dadurch zurückhaltend gemacht habe! Gleichwohl darf ich mich doch auch auf keinem Fall blos geben. — Er wird doch nicht etwa darauf umgehen, mich so lange zu nutzen, als ihn seine Geschäfte hier halten, und mich dann auslachen? — Das wäre so eine Komödie: List über List. Aber das kann ich ihm

doch nicht zutrauen. Er scheint mir hierzu zu ehrlich. Sie müssen die Sache am besten beurtheilen können, weil Sie ihn auf Universitäten kannten! Was sagen Sie dazu! Wenn Sie nur wieder hieher kommen und ihn recht aushohlen könnten. Sollte mir der wieder entgehen, dann ist nichts weiter übrig, als daß ich bey stiller Nacht so weit gehe, als ich das Blaue vom Himmel sehen kann. Denn ich stecke mich jezt seinetwegen in Schulden, die ich zwar, wenn mirs glückt mit ihm, durch Veräußerung meines Schmucks zu bezahlen gedenke, weil ich dann doch meinen Unterhalt habe, im Falle mir es aber fehl schlagen sollte, schlechterdings nicht berichtigen darf, soll ich mich nicht ganz entblößen.

Das beste ist, daß ich hier in gutem Ansehen stehe, und kein Mensch meine mißlichen Umstände weiß. Da habe ich Ihnen nun freylich viel zu verdanken. Hätten Sie Sich meiner nicht angenommen und den blauen Dunst gemacht, so wäre ich freylich nicht einmahl auf dem guten Flecke! Helfen Sie ferner, Freund! Spannen Sie an den Wagen alle Pfiffe, mit denen Ihr Kopf so reichlich versehen ist, daß er dem Rumpfe eines van der Noodt Ehre machen würde. Ich weiß, was durchzusetzen ist, setzen Sie durch. — Ich höre ihn kommen. Leben Sie wohl!

Neun und sechzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an Hans von Frankenberg zu Frankenberg.

Noch bin ich nicht ganz von einer harten Krankheit hergestellt, die mich sehr entkräftet hat, ich eile aber gleichwohl, Ihren lieben Brief zu beantworten.

Guter, armer Frankenberg, Ihr Schicksaal beugt mich! Ich habe mehr Menschen in meinem Leben kennen lernen, die die Furcht vor Gewitter unglücklich machte, und so wenig ich aus eigner Erfahrung von dem Gefühle derselben zu sagen vermag; so kann ich mich doch ganz in Ihre Lage hineln denken.

Ich will Ihnen, Lieber! alles sagen, was ich in solchen Fällen tröstendes weiß; aber ich gesteh Ihnen zugleich offenherzig, daß ich meinen Beruhigungsgründen kein grosses Gewicht zutraue. Denn in den mehresten Fällen ist die Furcht vor Gewitter Folge einer körperlichen Krankheit, die Nervenschwäche hervor bringt, und was können dagegen Vorstellungen helfen, die nur auf die Seele ihre Wirkung äußern. Indessen sage ich Ihnen, was ich weiß.

Furcht vor Gewitter kommt entweder daher, weil wir uns den Verlust unsers Lebens, oder un=

unsers Vermögens vorstellen. Physikalisch betrachtet ist sie in jedem Falle sonderbar. Unter hundert Fällen, wo Menschen eines plözlichen Todes sterben, ist nur einer, wo der Blizstrahl ihrem Leben ein Ende macht. Schlagflüsse, Blutstürze, Feuer, Wasser, ein Fall, ein Aergerniß u. s. w. bringen neun und neunzig Mahle die Menschen in die Gruft, ehe einer durch das Wetter getödtet wird.

Eben so ist es mit dem Verlust unsers Vermögens. Hundert Mahle ist die Ursache die Verwahrlosung des Feuers, ehe ein Mahl ein zündender Blizstrahl solchen verursacht und es schlägt funfzig Mahle ein, ehe dadurch ein Mahl eine Feuersbrunst entsteht. Also wäre schon von dieser Seite Beruhigung genug zu haben. Aber noch mehr wird uns zu Theil, wenn wir Gottes Vorsehung glauben.

Wenn ein Vater über sein Kind wachet, ein Vater, dessen Liebe gegen die von ihm gezeugten Geschöpfe nur ein Bild von der Urquelle aller Liebe ist, — wenn, sage ich, ein Vater für sein Kind wacht, sollte dieß nicht vielmehr die himmlische, ganz vollkommene Liebe unsers ewigen Vaters thun? Und wenn dieß ist, wenn, wie Christus sagt, alle unsere Haare auf unserm Haupte gezählt sind und keines derselben ohne den Willen

len unsers Vaters im Himmel verlohren gehen kann, warum sollten wir uns vor einem Bliz-stral fürchten? —

So wie der Mensch, wenn er auch an das äußerste Ende der Erde fliehen wollte, dennoch nirgends Gottes Allmacht sich entziehen kann, eben so gewiß ist er aber auch überall und unter allen Umständen, unter dem Schutze Gottes. Gott ist die Liebe und ist sie, wenn seine ungetrübte Sonne die ganze Natur erleuchtet und jedes lebende Geschöpf zur Heiterkeit erhebt, eben so wohl, als wenn seine dicken Wolken den Tag zur Nacht und die helle Nacht zur dichtesten Finsterniß machen, wenn das Leuchten seiner Blitze den Erdboden erschrecket und die mehresten seiner Geschöpfe in banger Schwermuth herum schleichen oder sich in eine Höhle verkriechen. So wie der blaue Himmel immer hinter den Gewitterwolken bleibt, wie er vor Entstehung und nach Verschwindung der ihn verdunkelnden Wolken war und ist; so ist auch Gottes Liebe gegen alle seine Geschöpfe immer dieselbe.

Und warum wollten wir uns denn nicht recht gern und willig der himmlischen Vorsehung eines, uns so sehr liebenden, Vaters überlassen?

„So ihr nicht werdet, wie die Kinder“ sagt unser Erlöser, „so werdet ihr nicht in das Himmel-

mel-

melreich kommen.“ Das Himmelreich ist auch schon hier auf Erden und besteht in dem Zustande derjenigen Seele, die Frieden mit Gott hat. Und so, glaube ich, kann man auch jene Worte unsers Meisters auf das Himmelreich des Menschen, das er auf Erden haben kann, ziehen und sagen: „so ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr das Himmelreich auf Erden nicht haben, euch wird der Friede mit Gott nicht zu Theil werden.“ Und wie sind die Kinder? Bekümmern sie sich um die Leitung ihres Schicksaals, sorgen sie für den andern Morgen? Bekümmern sie sich um Nahrungsmittel? Fürchten sie irgend einen Feind? — Nein, für Nahrung und Kleider lassen sie ihren Vater sorgen und das Vertrauen auf den Schutz ihrer Aeltern befreyt sie von aller Angst über ein bevorstehendes Uebel. So also sollen wir auch gesinnt seyn gegen unsern Vatter im Himmel, und wir werden schon auf Erden das Himmelreich, das ist, Friede mit Gott haben.

Ich weiß, lieber Herr von Frankenberg, Sie haben sich oft in finstrer Nacht und bey den schlimmsten Wegen, wenn Sie Ihre Pflicht rief, nicht gescheuet, sich der Führung eines Postillions zu überlassen, haben dabey kein Bedenken, geschweige Angst, gehabt, und Sie wollten we-

niger Vertrauen gegen den höchsten Regierer der Welt haben? — Ihr Vertrauen auf Ihren Führer gründete sich doch wohl immer darauf, daß Sie glaubten, der Mann könne fahren und wisse die Wege; wollen Sie denn nicht auch glauben, daß Gott alle Wege Ihres Lebens mit einem Blicke überschaut und Sie gut führen kann und will?

Freylich scheint der Einwand etwas für sich zu haben: Gott ändert die Geseze der Natur, den Lauf eines Gewitters nicht und, wenn sich nach demselben eine Wolke entladen muß, so mag es denn über dem Hause eines Guten, oder Bösen geschehen; mithin ist da an göttliche Direction nicht zu denken. Aber ist denn Gott nicht der Herr der Natur? Laufen nicht die Wolken die Bahn, die er ihnen vorschreibt? — Und wenn das auch nicht, wenn es gewiß wäre, daß Gewitter nach jenen Gesetzen entständen und ihren Zug hätten, daß Gott an dem natürlichen Laufe derselben nie etwas änderte — hat er denn kein Mittel, mich gleichwohl zu beschützen? Hat er nicht dem Winde zu gebieten, daß er ein fürchterliches Wetter in die Höhe hebe und zerstreue? Kann er nicht bewirken, daß ich veranlaßt werde, den Ort, wo ein Gewitter, seinem natürlichen Lauf nach, einschlagen muß, eben

zu der Stunde, wo dieß geschieht, zu verlassen? — Und wie viel mehr Mittel hätte Gott, auch dann den Wirkungen eines verzehrenden Wetterstrahls Gränzen zu setzen, wenn er auch die Gesetze der Natur überall ungestört wirken ließe!

Lassen Sie sich diese wenigen Grundsätze, die freylich nur aus dem Gehirne eines Dorfpfarrers geflossen sind, zur Beruhigung dienen! Vor allen Dingen aber ziehen Sie einen Arzt zu Rathe und lassen Ihre körperlichen Umstände untersuchen und der wird Ihnen auch sagen, was ich Ihnen jezt sage: „hüten Sie sich vor dem starken Gebrauch hitziger Getränke!“ — Der Wein ist ja wohl dazu geschaffen, daß er uns aufheitern soll und sein mäßiger Gebrauch ist Arzney für den Körper, aber Gift ist er auch, wenn er zu viel, besonders bey heftigen Gemüthsbewegungen getrunken wird.

Gott stehe Ihnen bey und beruhige Ihr leidendes Herz, dieß wünsche ich vom Grunde meiner Seele, als

Ihr u. s. w.

Siebenzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

So gern ich Ihnen lezthin versprach, für den unglüklichen Lindenfeld zu sorgen, so ungern sehe ich mich jezt genöthiget, mein Wort zurük zu nehmen. Gewisse Ursachen wollen es so. Wenn er doch auf andere Art unterkommen möchte, als bey Rechnungsämtern! Könnte er denn nicht irgendwo Advocat werden, da er doch auch ein Jurist ist?

Meiner Einsicht nach ist das für einen Rechtsgelehrten das beste Handwerk. Er ist sein eigner Herr, hat in diesem Stande die beste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, und, wenn er ein gutes Herz hat, kann er hier mehr Gutes stiften, als irgend in einem andern Amte. Er kann da manchen Armen von dem gänzlichen Verderben retten, manche Chikane zerstören und manchen Ungerechtigkeiten gewissenloser Richter steuern.

Ich wenigstens würde immer lieber ein Advocat, als ein Secretair bey einem Collegium seyn.*)

Was

*) Ich finde für nöthig, bey dieser Gelegenheit ein für allemahl zu sagen, daß dieser Roman schon im Jahr 1783. zum ersten Mahl erschien.

Was hilft es diesem, wenn er auch vielleicht mehr Einnahme und Ansehen hat! Beydes wird von dem Unangenehmen, sich den unnöthigen Zurechtweisungen und Correkturen eines oft stolzen und zur Ungebühr aufgeblasenen Hof- und Regierungsrathes ausgesezt zu sehen, weit weggewogen. Was muß es einem wissenden Manne empfindlich seyn, wenn er eine Arbeit, von der er überzeugt ist, daß sie kein rechtmäßiger Tadel treffen könne, und die Lust, ihn zu quälen, oder auch nur üble Laune streicht ihm darin aus, und sezt gleichgeltende, oder wohl gar schlechtere Ausdrükke an die Stelle des weggestrichenen, bloß um den Secretair corrigirt zu haben!

Da hat es wohl der Advocat weit besser! Seine Arbeit darf nicht gemeistert werden, am allerwenigsten dann, wann sie gut ist. Zwar gibt es allerdings auch in Collegien rechtschaffene Männer, die vom Präsidenten an bis zum Assessor ihre Untergebnen zu schätzen wissen, die Ihnen ihr Joch so leicht als möglich machen, und sich der Vorwürfe so gern enthalten, als ungern sie selbst solche von höherer Hand zu verbeißen genöthiget sind. Aber doch hat mich die Erfahrung gelehret, daß dergleichen Erscheinungen selten sind. Der Maaßstaab, nach dem die Behandlung des Secretairs abgemessen wird, ist gemeiniglich die

grö-

größere oder geringere Demüthigung, die er gegen seine Vorgesezten zu bezeigen weiß und da kommt denn nun freylich der Mann von Freyheitssinn, der Mann, der alles gern nach wahren, nicht eingebildeten Verdiensten abgewogen haben möchte, übel weg.

Auch ist es nicht an allen Orten gut, Advocat zu seyn. In Städten, wo dieser Stand nicht in Ehren gehalten wird, entweder weil ihn unwissende oder unehrliche Männer verunehren, oder weil ihn gewissenlose Richter und Obrigkeiten alles Ansehens berauben, um an Ausführung ihrer Bosheiten und Partheilichkeiten nicht gehindert zu werden — da wo man den Advocaten nicht bey Erhaltung seiner Ehre und seines Verdienstes schützet, ihn herunter setzet, verächtlich macht, und ihm gar die Luft nähme, wo es möglich wäre, da wollte ich auch lieber Holzhacker oder Taglöhner seyn. Ist auch die Arbeit dieser Leute härter, so ist sie doch auch mit mehrerer Seelenruhe und weniger Demüthigung verbunden.

Aber das braucht's ja nicht, dahin zu gehen, und sich Leuten Preiß zu geben, die sich vorstellen, die Welt sey nur für sie geschaffen, und die da glauben, nur sie verdienen ein reichliches Auskommen zu haben, ein, ihnen untergeordneter, aber sey nur da, um mit Mühseligkeiten und Nahrungssorgen zu kämpfen.

Das

Das verdenke ich jeden ehrlichen Kerl, sollte auch sein Vater ein Bauer seyn, wenn er sich an solche Orte macht; wo dergleichen Menschen Richter, oder wohl gar seine Vorgesezten sind. Er müßte kein Gefühl von Ehre besitzen, oder die Noth müßte es schon übertäubt haben, wenn er sich überwinden könnte, dergleichen Mißhandlungen, und wenn sie auch aus den gnädigen Händen einer gestrengen gräflichen Exzellenz kämen, sich auszusetzen. Gehe er doch lieber in ein Land, wo geschikte, redliche und gewissenhafte Advocaten in Ehren gehalten werden, wo man es einsieht, daß ein rechtschaffener Mann in diesem Stande, dem Lande und seinen Einwohnern mehr Nutzen bringt, als oft zehn Männer von Ansehn, die äußersten Falls nichts thun, als aus dem, was ihnen zwey Advocaten mühsam vorstellten, das beste herauslesen. Da gehe er hin! Dort sieht sein Vorgesezter, und wenn er geheimder Rath ist, ein, daß nichts ihn von dem Advocaten unterscheide, als — das Glük, daß, wenn dieses gewollt hätte, der ihm untergeordnete Advocat sich mit ihm im umgekehrten Falle, und vielleicht oft mit mehrerem Fuge darin befinden würde. Er ehrt ihn als den wissenden, als den redlichen Mann, hält ihn, in so ferne er sein Professionsverwandter, in so ferne er auch ein Gelehrter ist, für seines Gleichen, und läßt ihm den Unter-

terschied, den übrigens das Glük zwischen beyde gemacht hat, so wenig, als möglich, fühlen, und hintertreibt es nicht, wenn es die Umstände fügen, daß er sogar sein Colleg wird. —

Also, da gehe Lindenfeld hin und werde Advocat. Ist er der Mann, der er nach Ihren Nachrichten seyn soll, so findet er seinen Unterhalt und wohl auch sein Glük. — Mir ist die Hand gebunden, daß ich ihn nicht versorgen kann, ob mich gleich sonst bestreben werde, sein Schiksahl erträglicher zu machen, das mir, so wenig ich den Mann kenne, doch sehr nahe geht.

Ich bedaure herzlich, daß ich Ihnen hierin keinen Dienst erweisen kann, noch mehr aber, daß ich mein Ihnen schon gegebnes Wort zurük nehmen und die Hoffnung vernichten muß, die ich Ihnen lezthin machte. Aber lieber Pfarrer! wegen Lindenfelds Schwägerinn und ihres Schiksahls kann ich Ihnen vielleicht ein Licht aufstecken.

Ich mag hiervon nichts schreiben, sondern wünschte deshalb eine mündliche Unterredung mit Ihnen. Ich weiß, daß Sie heute nicht zu studiren haben, weil der Candidat Engel morgen für Sie predigt — wie wär es, wenn Sie heute noch zu mir kämen? Bringen Sie mir zugleich

gleich das versprochene Buch mit, wenn es Sie nicht beschwert. Ich bin Nachmittags beym Schwanenteich, wo ich Arbeiter habe, gehen Sie darauf zu! Wir rauchen dann da bey einer Schale guten Kaffee eine Pfeife Tabak mit einander, und Sie gehen dann mit mir hierher. — Kommen Sie, lieber!

Ein und siebenzigster Brief.

Der Advocat Körner zu Mühlstrom an Marianen Nagelinn zu Wolkenburg.

Hören Sie, Sie irrten sich doch, wenn Sie glaubten, Rothe sey noch frey! Er ist es nicht mehr und hat sich schon lange mit einem Mädchen in ein christliches Eheverlöbniß eingelassen. Deswegen aber dürfen Sie nicht verzweifeln an einem gesegneten Fischzuge. Lesen Sie, was er in der Beylage an mich schreibt, so werden Sie reichen Trost für Ihr krankes Herz finden. Er ist schon so gut als gefangen. Spricht er nicht in diesem Briefe sehr deutlich, daß ihn seine Verbindung gereue, und äußert er nicht offenbar den Wunsch seiner alten Liebe den Abschiedsbrief mit Ehren schreiben zu können? Ich dächte, ja wohl! Nun ist nichts zu versäumen.

Vor der Hand müssen Sie wissen, wer die Schöne ist, die er in das Archiv der Vergessenheit zu reponiren gedenket. So bald uns das bekannt ist, dann hat die Sache gewiß weiter keinen Streit, und ich hoffe, in kurzem dahinter zu kommen. Ich werde ihm schreiben, und es müßte verteufelt schief zugehen, wenn ich das Geheimniß nicht heraus locken könnte. Indessen will ich ihm vor der Hand den Rath ertheilen, daß kein besseres Mittel sey, von einer alten Braut leicht los und eine neue desto gewisser bekommen zu können, als wenn er sich mit der neuen so bekannt machte, daß die Hebamme dabey etwas verdiene. Wenn Sie also merken, daß er diesem guten Einschlage folgen will, so werden Sie wissen, was Sie zu thun haben. Sie müssen ihm Widerstand thun, doch nicht länger, als bis er Ihnen das Heyrathen versprochen hat, und dann suchen Sie Sich — und das, denke ich, wird mit der erdenklichsten Resignation von Ihrer Seite von Statten gehn — mit guter Art gefangen zu geben. Ist es darnach so weit, so wollen wir schon das liebe Vögelein in der Schlinge behalten.

Hier zu Lande ist es, Gott sey Dank! noch eine hochverpönte Sache, sich so tief bey einem Frauenzimmer in das Innere des Textes einzu-

lassen, und ich müßte mein Handwerk nicht gelernt haben, wenn ich Ihnen nicht, bey so gestalten Sachen, über Hals und Kopf zu einem Manne helfen sollte. Der Umstand, daß er in mich alles Vertrauen setzet, ist besonders günstig zu unserer Sache.

Ueberhaupt ist das in dem goldnen Stande der Priester der Gerechtigkeit sehr gut, wenn der Priester der einen Partie rechtschaffen dienen will, daß er der andern aufzuheften weiß, als ob er für diese eingenommen wäre. Da kommt man immer weiter, und befindet sich gesegneter dabey, als sonst bey aller Geschicklichkeit, die sich freylich dergleichen Ordensleute nicht immer zu Schulden kommen lassen.

Lassen Sie mich nur walten, ich weiß, daß ich bey Ihnen einen guten Kuppelpelz hoffen darf, und sollten Sie Ihre alten Thaler dran spendiren müssen. — Es ist aber auch der Mühe werth. Denn hören Sie, Rothe ist ein gescheiter Kerl, und macht gewiß sein Glück noch recht gut. Und Sie träfen wahrlich einen herrlichen Handel, wenn Sie ihn auch auf die, einstweilen vorgeschlagene, Art, gleichsam sub hasta erstehen müßten, und der Licitation = Preiß das Wochenbett wäre. Ihr Herz, nehmen Sie mir aber das nicht übel, kommt mir vor, als ein ausgesogenes

Grund-

Grundstück, das Jahre lang auf dem Amtssaale und in dem Wirthshaus öffentlich feil geboten wird und auf welches, ob gleich Millionen Mücken ihre gewöhnlichen Siegel zu mehrerer Bekräftigung eines langen Aushängens beyzufügen, gewußt haben, dennoch kein Mensch etwas bieten will. Das Anschlags = Patent ist Alters halber grau geworden und trägt die Spuren von aufgenommenen mancherley Dünsten an der Stirne. Unversehens aber meldet sich jemand und thut ein Gebot darauf; Himmel, da wird ja geeilet mit der Adjudication, daß es dem Käufer nicht wieder gereuen möge.

Ist es nicht bey Ihnen auch so, werden Sie nicht eilen, Rothen Ihr Herz zu adjudiciren, wenn er nur ein Mahl ein Gebot darauf gethan hat? — Und wer wollte Ihnen auch das verdenken! Wenn ein verlegnes und außer Curs gesetztes Frauenzimmer noch an Mann gebracht wird; so ist es so viel Glück, als wenn ich zu der Auslegung der Offenbahrung Johannis des Herrn Magister Polykarp Haßens, meiner Frauen Großvaters, die ich vor kurzem in einem alten wachstuchnen Sacke gefunden habe, jezt noch einen Verleger finden, oder einen abgeschabten Reisemantel mit einer neuen Wildschur umstechen könnte.

Das dürfen Sie übrigens nicht befürchten, daß Rothe Sie zu prellen denkt. Dazu ist er, so wie alle grundehrlichen Leute, so gescheit sie sonst sind, zu dumm. Freylich ist es herrlich, daß Sie in gutem Ansehen bey den Leuten stehen, und daß kein Mensch etwas davon weiß, daß Sie zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts bereits Ihr Scherflein beygetragen haben. —

Wie ist es doch so schön, daß man einem Frauenzimmer nicht aus dem Gesichte lesen kann, was mit ihrem Herzen und Zubehör vorgegangen ist. — Verzeihen Sie meinem Scherz!

Ich bin u. s. w.

Zwey und siebenzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an seinen Gerichtshalter, Günther Kottwitz auf dem Dornbusche.

Das weiß der Teufel, wo der Schurke mit dem Mädchen zugekommen ist! Hätte ich mir freylich so einen verzweifelten Betrug nur träumen lassen, so hättest Du Katechismus-Dragoner ankommen sollen, wie der Fuchs, wenn er im Winter die Scheunen der Bauern revidirt.

So schändlich bin ich in meinem Leben nicht betrogen worden! Nichts ärgert mich mehr, als wenn ich bedenke, daß der Kerl da das Mädchen schnäbeln wird, wornach mir das Maul so wässerte, und ich, Strohwisch, fournire dem Bengel die Kosten! O, es ist zum Todtärgern! Es ist mir nur lieb, daß kein Mensch etwas von der Sache weiß, als Sie und Friedrich, und daß ich mich auf euch in Absicht der Verschwiegenheit verlassen darf, als wenn ihr Steinsetzer wäret! Sollte das Ding gar noch ein Bischen unter die Leute kommen, so würde mir widerfahren, was ich unter allen Dingen am wenigsten ausstehen kann — ich würde verlacht — ha! daß sich die Hölle für mich empören möchte — ich wollte mich dann gern als ihren Bürger einzeichnen lassen — verlacht, verlacht werden!

Den alten Flate, die vergrauete Bestie, spreche ich durchaus noch nicht ganz frey, glaube nimmermehr, daß er nichts von seinem Sohne wissen sollte. Doch ich will noch eine Zeit lang anstehen, ehe ich mich an ihm räche. Das sagen Sie aber dem Kerl, kann er sich nicht bey mir legitimiren, daß er unschuldig ist, so soll es ihm schändlich ergehen. Ich will ihm mit eigner Hand seine vermaledeyten Knochen so zusammen pochen, daß sie auch zu Messerheften nicht mehr taugen sollen.

Sie aber können nun abgehen, weil Sie ohnedieß hier zu thun haben. Ich nehme bey Ihrer Zurückkunft auf drey Monate Urlaub, und werde ein Bischen in der Welt herum reisen, theils um mir die Grillen zu vertreiben, theils um etwas von den lieben Reisenden zu entdecken. Doch muß ich vorher meine Sachen in Ordnung bringen, und dazu sind Sie mir nöthig. Eilen Sie daher mit Ihrer Rückreise.

Drey und siebenzigster Brief.

Der Advocat Körner zu Mühlstrom an den Steuer-Commissair Moritz Rothe zu Wolkenberg.

Auch mir war es lieb, Brüderchen, daß ich Dich so ganz unerwartet wieder antraf. Freylich hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich so da in diese Gegend würde verschlagen und mit einem, allerdings zu schätzenden, Weibe versehen werden. Ich bin dazu gekommen, wie — nach dem gemeinen Sprüchwort — jener zur Ohrfeige — möchte ich sagen, wenn die Vergleichung nicht schon zu alt wäre. Versteht sich ohnedieß, daß da nur von der Art, dazu zu kommen, die Rede ist. Denn was die Ohrfeige selbst anbelangt, so ist es nun wohl zwischen so einem

Com-

Complimente und einer reichen und hübschen, so wohl weidlichen, als preißlichen Frau, ein Unterschied.

Ja, siehst Du, Rothe, wems Gott gönnt, dem gibt ers im Schlafe. Du hast Recht, daß ich in meiner Heimath nicht so glücklich gewesen seyn würde. Wäre ich nach Hause gegangen, so müßte ich gewiß nunmehr entweder stehlen, oder Hunde abrichten, oder hie und da ein Viaticum erschleichen, das heißt, auf gut deutsch, betteln — oder — Hungers sterben. Das wußte ich aber schon lange, wenn man es gut haben will, daß man so viel als möglich das hochgelobte Vaterland meiden muß. Denn das Sprichwort ist mehr als etwas in der Welt wahr, daß daheime ein Prophet am wenigsten gilt.

Warum hast Du es nicht auch so gemacht, oder machst es noch so! — Ja, aber Du hast Dich an ein Mädchen gehängt, wie ich nicht undeutlich aus Deinem Briefe des Breitern ersehen habe, und die macht Dich denn so anhänglich an Dein Vaterland. Nun möchtest Du gerne das Stricklein, das dich an sie knüpfet, entzwey reißen, nach dem Exempel anderer Leute in die weite Welt segeln, und sehen, ob Du Dich wo anders vor Anker legen könntest. Nicht wahr?

So erkläre ich wenigstens Dein Schreiben an mich, worinn Du mich fragest, „auf welche Art man sich am besten aus den ehernen Ketten eines christlichen Eheverlöbnisses winden könne, worauf ich Dir aber gleichwohl so bestimmt zu antworten nicht vermag, als Du wohl wünschtest. Nicht als ob ich nicht wissen sollte, wie in dergleichen Fällen pfiffig genug zu verfahren sey, sondern um deswillen, weil die hochvenerirliche Jurisprudentia, wie überhaupt, so auch besonders in der Materie von Scheidungen so vielerley Gesichter hat, daß sie fast in jedem Ort eine andre Fratze schneidet. In manchen Ländern ist es leicht von der Sache zu kommen, und desto leichter, je besser der Mahlschatz ist, nach dem gleich vom Anfange fleißig und, weil man den armen Leuten schlechte Besoldung zu geben gewohnt ist, mit vielem Recht fleißig gefragt wird. An andern Orten aber, wo, wenigstens der Wirkung nach, die Ehe noch ein heiliges Sacrament ist, hält es schwerer. Wenn ich also nicht weiß, wo Deine Braut hauset, so kann ich Dir auch nicht bestimmt antworten.

Dann ist auch ein wichtiger Unterschied inter sponsalia clandestina & publica. Sind Deine ersten sponsalia clandestina, d. i. bist Du so gescheit gewesen, Dein Versprechen ohne Wissen

Deiner Aeltern zu thun, so darfst Du nur bey dem neuen Verlöbnisse dieselben consentiren lassen, und das Ding geht aus dem Fundamente. —

Du hättest mir also hübsch alle Umstände angeben sollen, wenn Du eine bestimmte Antwort von meinem Dreyfuße hören wolltest. Als ein probates Universal-Mittel aber kann ich Dir indessen sagen, daß nichts besseres sey, von einer alten Braut zu kommen, als wenn man mit der neuen fein flugs ins Ehebette tritt, ehe noch das priesterliche Kreuz zu Ergreifung dieser Posseß berechtiget. Dann geht alles leicht von statten. Die alte Braut ist nicht mehr so schwer abzubringen und in honorem matrimonii wird dann gar viel gethan, was ausserdem schwerer erfolgen würde. Ist das nun Deine Sache sonst, so kannst Du am besten dabey segeln.

Sieh, das ist mein Consilium, das ich Dir auf Dein Verlangen ertheilen kann. Ich will es gern ex officio gegeben haben, nur ding ich mir dabey aus, daß Du mich zu Deiner Hochzeit bittest, im Fall sie nicht propter anticipatum concubitum absque sollemnitatibus ceremoniisque gefeyert wird, denn da möchte es doch wohl eben wenig fette Mäuler dabey geben.

Ich bin u. s. w.

Vier und siebenzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Charlotte Rosenfels zu Altenstädt.

Sie machen mir die Zeit lang, ehe Sie Ihr Wort halten und mich besuchen. Ich kann so lange nicht warten, ohne mich mit Ihnen wenigstens schriftlich zu unterhalten. Daher müssen Sie schon wieder einen Brief von mir lesen.

Meine Umstände, liebe Lotte, sind jezt so erträglich, daß ich zufriedener bin, als vor der Veränderung meines Schiksals. Mein Mann ist wieder gesund, er liebt mich zärtlich und der Mangel hat uns verlassen. Menschenfreunde, denen ich nicht anders danken kann, als daß ich ihrer in meinem Gebete täglich vor Gott gedenke, weil sie zu großmüthig gewesen sind, sich uns zu erkennen zu geben — vermuthlich in der Ueberzeugung, daß sie ihrer großen Handlungen wegen schon in dem Bewußtseyn, sie ausgeübt zu haben, sich belohnt genug finden, — diese Menschenfreunde haben uns durch reichliche Geschenke so dem Mangel entrissen, daß uns bisher kein nothdürftiges Bedürfniß des menschlichen Lebens entgangen ist. Wir haben Proben von der göttlichen Vorsehung, die uns eine Freudigkeit schenken, bey der wir allem, was uns nur begegnen kann, getrost entgegen sehen.

Eben

Eben diese Freudigkeit, die uns der gewisse Glaube an eine Vorsehung Gottes gibt, hat uns auch weniger empfinden lassen, daß eine nur vor kurzem so schön anscheinende Hoffnung zum Unterkommen meines Mannes wieder verschwunden ist. Was uns bestimmt ist, wird uns doch kein Feind entreißen können. Vielleicht sind wir noch nicht fest genug in den Gesinnungen, die wir haben müssen, wenn wir wieder gute Tage sollen ertragen können.

Für das, womit Sie uns so gütigst beschenkt haben, sagen wir Ihnen den lebhaftesten, herzlichsten Dank. Gott segne Sie dafür!

Aber was ist das, was Sie mir von Ihrem Bräutigam sagen? Sollte es wahr seyn, daß der Mann so schlechte Gesinnungen hätte? Ich kann es mir unmöglich vorstellen. Sie irren Sich wohl, Lottchen. Muß denn sein Stillschweigen gleich solche Ursachen haben? Können ihn nicht Geschäfte abhalten, können nicht etwa auch Ihre oder seine Briefe nicht zurecht gekommen seyn? — Man muß nicht gleich das Schlimmste glauben. Vielleicht kommt er auch bald selbst zurük, und will durch sein Schweigen Ihre Freude, ihn wieder zu sehn, desto größer machen. Beruhigen Sie sich ja darüber, und machen sich Ihr Leben nicht vergeblich bitter!

Aber

Aber ach! eilen Sie zu mir, Liebe! Ich glaube, daß meine Niederkunft nahe ist. So gesund ich bin, so stehe ich doch bey meinen Umständen — wer will das verkennen! — mit einem Fuße im Grabe. O wie leicht ist es um eine Gebährende, um eine Wöchnerinn geschehen! Es würde Sie doch kränken, mich nicht noch ein Mahl gesprochen zu haben, wenn ich, nach Gottes Schluß, die Welt bald verlassen müßte. Ich habe mich auf diesen Fall sehr bereitet, und sehe meinem Tode, wenn er bestimmt ist, sehr ruhig entgegen. Vielleicht ist er der Preis, um den mein Mann wieder glüklich wird. Denn hat ein lediger Mann nicht mehr Gelegenheit, sich um sein gutes Unterkommen zu bemühen, als ein verheyratheter? — Es gehe, wie es gehe, ich bin auf alles gefaßt. Schenkt mir Gott mein Leben, so werde ich ihm dafür danken und es so zu führen suchen, daß ich ihm gefällig bin: will er mich aber in die Ewigkeit rufen, so folge ich ihm eben so gern. Und — soll ich sagen, was das Innerste meines Herzens wünschet — ich würde sehr gern sehen, wenn das Wochenbette mich auf das stille Lager des Grabes strekte. —

Aber noch eine Freude muß ich Ihnen mittheilen, die mir unvermuthet, von welcher gütigen Hand weiß ich nicht, gemacht worden ist.

Ich

Ich habe wieder ein Klavier. Der schöne Flügel, den mir mein Mann geschenkt hatte, mußte, so nahe es mir ging, wie die andern Sachen, verkauft werden, und nichts that mir weher in den ersten Tagen meines Elendes, als wenn ich im Gefühle meines Jammers in den Gedanken war, zu meinem Flügel zu eilen, um meinen Kummer wegzuspielen, und dann mir so plözlich einfiel, daß ich — keinen mehr hätte. — O da war es nicht anders als wenn mein Herz schmelzen sollte. Und nun denken Sie Sich, Liebe, meine Freude!

Vor einigen Tagen schikte mir der Instrumentenmacher Hübner von Herrstädt ein vortreffliches Klavier mit der Nachricht, daß er von jemand Auftrag dazu habe, der mir aber die Freude unerkannt machen wollte. Ich fiel darüber her, wie ein Kind über den heiligen Christ. Es hatte sich ein wenig verzogen, ungesäumt half ich nach und spielte. Zufälliger weise traf ich gleich ins d mol und meine Hand schlug, ehe ichs noch wußte, den Anfang der Melodie von dem Liede: „Sollt ich meinem Gott nicht singen,“ an. Sogleich folgte mein Herz und Mund und mit der innigsten Rührung sang ich dieses Lied unter tausend Thränen.

Als ich an die Strophe kam (Lassen Sie mich sie ganz hersetzen!): „Wenn Betrübniß meine Seele,

Seele, Schwachheit meinen Leib umgibt, dann, dann bet ich und verhehle nichts vor Dir, der mich ja liebt. Wärst Du nicht mein Trost gewesen, hätte mich Dein Angesicht, nicht erquikt, so wär ich nicht aus so mancher Noth genesen. Nur allein von Dir bewacht, ging ich durch die dunkle Nacht.“ — Als ich, wie ich sagte, diese Strophe anfieng, kam mein Mann, von einem Ausgange zurük. Er wunderte sich über den neuen Hausrath, fiel aber gleich in meinem Gesang ein, ohne mich zu fragen, und wir sangen das Lied mit einer solchen Erhebung der Seele aus, daß uns so wohl war, als wenn wir schon an den Freuden der Vollendeten Antheil hätten.

Nun mußte ich, nachdem ich meine Freuden- und Wehmuths-Thränen mit Mühe unterdrükt hatte, meinem Manne erzählen, wie ich zu diesem neuen Gute gekommen sey, und er hatte über dieses Geschenk, vermuthlich weil er wußte, daß es mich mehr, als irgend etwas aufheitern dürfte, eine beynahe kindische Freude.

Wie froh sind nun unsere Abendstunden! Ach, Lotte! ein Klavier, so wie überhaupt die Musik, ist ein getreuer Gefährde unsers Lebens. Geht uns der zur Seite, so ist für die Heiterkeit unsrer Seele, in den mehresten Fällen sehr gesorgt. — Freylich versteht es sich, daß wir dann keine ver-

horn-

hornten und mit einer Cruste überzogenen Herzen haben müssen, denen das eindringendste und schmelzendste Adagio lästig ist und die das Concert eines Bärenführers und die Zitter eines Vagabunden, auch wohl das Horn eines Kuhhirten lieber, als die Harmonie einer guten Musik hören. —

Kommen Sie bald, liebe Charlotte, und erhöhen unsere wachsende Zufriedenheit!

Fünf und siebenzigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Daß ich Sie bey Ihrem Elende beklage, herzlich beklage, das werden Sie mir glauben, ohne daß ich nöthig hätte, Ihnen hierüber erstlich grosse Versicherungen zu geben. Ich freue mich aber auch dabey, daß Sie Sich jezt so zu fassen wissen, wie ich nun auch über den mir ganz unerwarteten Tod meines Sohnes zu beruhigen im Stande bin. Ich habe eben so wenig von seiner Bekanntschaft mit Ihrer Helenen gewußt, als Sie, und wünschte eben so sehr, als Sie, daß die Verbindung unserer Kinder nicht vereitelt worden wäre. Doch was ist unser Wünschen und Verlangen? Wir wissen ja nicht, was uns gut ist.

Also wollen wir gern mit allem zufrieden seyn, was Gott schickt.

Es thut mir herzlich Leid, lieber Mann, daß ich Ihnen, wegen Ihres Herrn Schwiegersohns, alle Hoffnung auf eine Versorgung bey meinem Herrn aufsagen muß. Glauben Sie ja, daß ich mir eine Freude daraus gemacht hätte, wenn es möglich gewesen wäre, zu ihrer Beruhigung etwas beyzutragen. Es würde aber für mich unschicklich seyn, ferner in den Baron deswegen zu dringen, da er mir ein Mahl gerade zu alles abgesagt hat. Aus welchen Gründen weiß ich nicht. Es muß etwas seyn, das ihn auf andere Gesinnungen gebracht hat. Er glaubt, das beste Rettungsmittel wäre für jezt, wenn der arme Unglückliche sich entschließen wollte, irgendwo die Advocatur anzunehmen, und erbietet sich außerdem zu aller Unterstützung. Ihr Herr Schwiegersohn weiß schon die Gesinnungen des Herrn Barons.

Aber, lieber Freund, von dem Schicksale Ihrer Tochter, das Ihnen jezt wohl den größten Kummer macht, können wir vielleicht bald Nachrichten erhalten. Es hat sich so manches gezeigt, das auf die Spur zu bringen scheint. Kommen Sie zu mir, vielleicht, daß Sie doch von dieser Seite her Beruhigung erhalten. Ich bin u. s. w.

Sechs und siebenzigster Brief.

Leonhardt Flate auf dem Dornbusche an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Gnädiger Herr, Sie thun mir unrecht, so wahr ich ein kranker hundsfüttischer Kerl bin, der seine klappernden Knochen kaum hin und her schleppen kann! Bedenken Sie nur, daß ja von meinem Sohne gar nichts zu sehen bekommen habe, daß er gleich von L. aus zu Ihnen gereiset ist, ohne mich vorher zu sprechen, sollte das nicht schon hinreichend seyn, mich für ganz unschuldig zu halten? — Wüßte ich nur, wo der Schurke zu wäre, glauben Sie sicherlich, daß ich der erste seyn wollte, der Ihnen das hinterbrächte! — geht mir denn nichts darunter ab? —

Eben zu einer Zeit, wo ich Ihrer Freygebigkeit mehr, als jemals bedürfte, und schon meine ganze Rechnung darnach gemacht hatte, nimmt mir da der böse Junge, so zu sagen, den Bissen Brodt aus dem Maule. O ich bin so grißgramisch, daß mir keins im Hause muksen darf, wenn es nicht eine meiner Krücken an seinen Kopf geworfen haben will. — Wäre ich noch der flinke Kerl, der ich sonst war, ja da, gnädiger Herr, sollten die Sachen ganz anders stehen! Da hätte der Gelbschnabel wohl in L. bey seinen Büchern bleib-

bleiben sollen! Wenn ich nur wüßte, was den Kerl zu so einem verzweifelten Streiche verleitet hat. Er braucht doch wahrlich noch keine Frau! Und eine Maitresse noch weniger. Ich kann mir das gar nicht zusammen reimen. Wie bin ich in meiner Hoffnung betrogen worden!

Lassen Sie nur Ihren Verdacht fahren, lieber, gnädiger Herr! Dann will ich mich doch noch trösten. Habe ich doch in so manchen Fällen mit Ihnen zu thun gehabt, und Sie fanden keine Gelegenheit, mit mir unzufrieden zu werden! Ihr Herr Gerichtshalter sieht meine Unschuld ein, und ich hoffe, er soll Sie besänftigen.

Ich verharre u. s. w.

Sieben und siebenzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an den Commissions-Rath Leonhardt Redlich zu Uttenhof.

Da bin ich wieder vom Krankenlager, aber darum nicht gesünder. Die Krankheit des Körpers hat mich verlassen, aber mein Herz ist nun kränker geworden, als es zuvor war. So lang ich noch lag, hatte ich Hoffnung, ein so mühseliges Leben bald verlassen zu können, und das erhob mich über alles Gefühl des Elendes; jezt aber,

da

da diese Hoffnung verschwunden ist, hat Schwermuth und Kummer meine Seele ganz eingenommen, und ich kann kaum über die Geschenke, die ich nach und nach von unbekannten, wohlthätigen, Händen zu meiner wahren Unterstützung erhalten habe, vergnügt seyn.

Meinem Weibe verberge ich meinen innern Harm, weil ich sehe, daß die gute Seele mit ihrem jetzigen Schicksaale zufrieden ist. Ich würde sie betrüben, wenn ich nicht eben diese Zufriedenheit affectirte. Aber hören Sie! kann ich ruhig seyn? Wäre es nur mein Unglück, worin ich mich gestürzt habe — o dann möchte es noch vervielfältigter auf mich herein dringen. Ich würde es mit kaltem Blute tragen, denn es ist eine Folge meiner eignen Thorheit! Aber einem so guten Weibe, einer so unschuldigen Seele so viel Jammer zugerichtet zu haben — das zu tragen, ist meinen Schultern zu schwer! Ich weiß nicht, was mich mehr rührt, ob der Gedanke, meine Frau in ihren jetzigen Umständen zu sehen, oder die tägliche Beobachtung ihrer Gelassenheit, Duldung und nie abnehmenden Zärtlichkeit gegen mich! —

Muß ich nicht beschämt, äußerst beschämt vor ihr herum gehen? Ein Weib, zu der ich so wenig Zutrauen hatte, rächt meine Thorheit nicht ge-

gegen mich, sie verläßt mich nicht, da sie mit mir nun die Wirkungen derselben leiden muß, theilt ein Unglück mit mir, das ich ganz allein verdiente, und scheuet keine sauere Arbeit, um für mich und für sich Unterhalt zu schaffen. Nicht ein böses Wort, nicht eine verdrießliche Miene habe ich von ihr gehört oder an ihr gesehen. Statt, daß mir tausend andere meine Albernheit würden vorgeworfen haben, hat sie solche noch entschuldiget. — Was das für ein Weib ist, wie wenig ich sie verdiene! — —

Lieber Herr Commissions-Rath, bester Freund! Können Sie mich nicht an einem Orte anbringen, wo ich nur einiger Maßen meinen Unterhalt finde. Ich will gerne arbeiten, so viel meine Kräfte zulassen, und will nicht etwa reichliches Auskommen. O nein, nur so viel, daß ich mein Weib und — Gott! — bald einen neuen Zeugen meines Elendes nothdürftig ernähren kann. Ich hatte Hoffnung, unter zu kommen, aber sie schlug fehl, und den Rath, der mir gegeben ward, mich ins Practiciren einzulassen, kann ich nicht befolgen. Ein Advocat muß, er sey wer er wolle, wenn er wahren Nutzen in seinem Stande schaffen soll, nicht so gedehmüthigt seyn, wie ich bin. Er muß Muth haben, sich über vieles, über Verfolgung, Unterdrückung, Furcht und Undank

dank wegsetzen und doch ein rechtschaffner Mann bleiben zu können, außerdem ist er, was leider! manche dieses Standes sind — eine elende Kreatur. Ich bin jezt zu schwach, mich so etwas entgegen zu setzen, und, Gott sey Dank! noch zu edel gesinnt, als daß ich mich zu der lezten Classe gesellen sollte!

Sorgen Sie für mich, redlicher Freund! Ich weiß, in welchem verdienten Ansehen Sie stehen, und wie leicht Ihnen das seyn muß, mir eine kleine Stelle zu verschaffen. Ich schäme mich nicht, die geringste anzunehmen, und bin nicht von derjenigen Art Leute, die lieber andern zur Last leben, als ein Amt annehmen wollen, das ihnen, nach ihrem Stolz, für ihre werthe Person zu gering zu seyn scheint.

Zwar sollte ich anstehen, einen Mann ferner um Beystand zu bitten, der schon so viel meinetwegen that, aber an wen soll ich mich wenden? — In hiesigem Lande etwas auszurichten, will ich bey der Menge meiner Widersacher gar nicht wagen. Nehmen Sie sich meiner an, theurer Mann, zweyter Vater! Gott im Himmel wird es Ihnen vergelten.

Acht und siebenzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich freue mich, liebe Aemilie, daß Du so getröstet bist. Siehest Du, das glaubt der rohe Mensch ohne Religion nicht, daß auch die schwersten Leiden mit Freudigkeit ertragen werden können, wenn Gott unser Beystand ist. O wie sehr gut ist es, wenn der Mensch sich in die Vaterarme desjenigeu wirft, der seine Geschöpfe so sehr liebt — wenn er einsieht, daß Gott der Urquell aller, und also auch der väterlichen Liebe sey. Bietet der menschliche Vater seinem Kinde keinen Stein für Brodt, das er begehrte, keine Schlange für einen Fisch; wie vielmehr haben wir dieß von demjenigen zu erwarten, von dessen unendlichen Liebe gegen die Menschen, die Liebe eines Vaters nur ein schwaches Bild, nur ein Tropfen aus dem Meere ist.

Laß Dich ja nichts, ja nichts von Deinem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung abwendig machen. Sie ist gewiß, es mag dagegen gesagt werden, was es sey. Der Glaube des Menschen an eine göttliche Regierung, die auch den geringsten und verachtetsten wahrnimmt und sein Schicksahl leitet, ist ihm, was dem Steuermann der

Kom=

paß ist. Kommen trübe Stunden, dann weiß sich jener ohne diesen Glauben so wenig zu retten, wie dieser, wenn er durch Sturm verschlagen wird und seinen Wegweiser nicht hat. — Und wie können wir doch immer zweifeln, daß unser guter Vater im Himmel nicht auf jedes, auch das niedergedrückteste seiner Menschengeschöpfe mit seinen allsehenden Augen blicken sollte! — Rühmen wir doch einen Landesherrn mehr und weniger, je nachdem er sich um die Unterthanen seiner Länder und ihre Glückseligkeit mehr und weniger bekümmert. Urtheilen wir doch von der Weisheit eines Fürsten besser und geringer, je nachdem er die Bedürfnisse seines Landes mehr und weniger durchdringt! Warum sollte es bey dem obersten Beherrscher nicht so seyn! Warum sollten wir dem nicht zutrauen, daß er anch auf den geringsten Menschen und seinen Zustand herabsehe, da wir von seiner unumgränzten Allwissenheit überzeugt seyn müssen! Warum sollten wir nicht von der Weisheit und Allwissenheit Gottes auf seine Fürsorge schließen, so wie wir bey Menschenbeherrschern von ihrer Fürsorge für ihre Unterthanen auf ihre Klugheit und Wachsamkeit über alles schließen! So wie dem Könige — wenigstens dem klugen und guten Könige — keiner seiner Unterthanen, wär er auch noch so gering, unwerth ist, so ist noch weniger der niedrigste Bettler in Gottes Augen vergessen.

Und was haben wir nöthig, uns durch Vernunftgründe von Gottes Vorsehung zu überzeugen, da uns der Stifter unserer heiligen Religion so gewiß macht! Hat er uns nicht so gerade zu, so ganz bestimmt gesagt, daß sein und unser Vater für uns sorge, so sorge, daß auch kein Haar ohne seinen Willen von unserm Haupte fallen könne?

Wie wirst Du so ruhig seyn, liebe Tochter, wenn Du in Deiner Ueberzeugung bleibst! Für Dich wird dann nichts schreckliches in Deinen häuslichen Angelegenheiten, nichts schreckliches im Lande, nichts schrekliches in der Natur seyn. Du gehest, wenn die Sonne aufgeht, von der Hand Gottes geleitet, dem Tage entgegen, und legst Dich Abends unter seinem Schirme zum Schlummer nieder, und sagest:

Getrost mein Herz! dein treuer Hirt
Schafft, daß dein Fuß nicht gleiten wird,
Der Dich behütet, schlummert nicht,
In Finsterniß ist er dein Licht.

Es wird schon eine Zeit kommen, wo sich Deine Umstände bessern. — Vielleicht kommt sie bald. Aber sie komme auch spät, gewiß kommt denn doch immer die Stunde der Erlösung und zu rechter Zeit, denn von bald oder spät haben wir hierin keine rechten Begriffe — nur unser

Vater im Himmel weiß, wenn die rechte Zeit ist, und dann — ist's weder zu bald, noch zu spät.

Dein Vater ist zu dem Pfarrer Falk gereiset. Er hat ihm Hoffnung gemacht, daß er ihm von dem Schicksaale unserer Helenen etwas eröffnen könnte. —

Ach, wie werden wir sie wieder antreffen, wenn es uns glücken sollte, sie zu finden? Wird sie nicht verführt, nicht von einem verruchten Bösewicht entehrt seyn? — O könnte ich dich, liebes Kind, wieder in meine Arme schließen, aber noch so unschuldig wie du meinen Händen entrissen wardst, ach Gott! ach guter Gott! — wie wollte ich dir danken! —

Wenn Deine Niederkunft nicht so nahe wäre, so würde ich Dich bitten, jezt zu mir zu kommen, weil diese Woche Gelegenheit zum Herkommen wäre. Aber so ist es nicht zu wagen. Lieber will ich, wenn Dein Vater zurück ist, Dich besuchen. Der Himmel stehe Dir in allem Deinen Jammer bey!

Neun und siebenzigster Brief.

Charlotte Rosenfels zu Altenstädt an den Steuer-Commissair Moriz Rothe zu Wolkenberg.

Bemühen Sie Sich ferner nicht um Advocaten-Anschläge, wie Sie von Ihrer Verlobten auf die schicklichste Art kommen können! Ich will sie Ihnen gern ersparen, und sage mich hiermit von allen Ansprüchen, die ich, vielleicht auf sehr rechtsbeständige Weise, und ohne daß eines nichtswürdigen, und seinen Stand entehrenden, Advocatens Kniffe dagegen etwas ausrichten dürften, an Sie machen könnte, freywillig los! Es würde ja von mir äußerst Lieblos gehandelt seyn, wenn ich ferner die Ursache wäre, die Sie an Ihr Vaterland bindet, und Sie von ihrem Glücke abhält. Suchen Sie es in der weiten Welt, wo Sie es besser finden können, ich, ein armes Mädchen, will Sie nicht daran hindern. Ewig Schade wäre es, wenn ein so rechtschaffner Mann nicht besser ankommen sollte, als er es bey mir hoffen kann! Nein, mein hochgeehrtester Herr Steuer-Commissär, so viel Einsicht habe ich schon, daß mein Glück dem Ihrigen billig nachstehen müsse. Ob ein schlechtes Mädchen, wie ich, verrathen oder verkauft ist, daran liegt dem gemeinen Wesen wenig: ob aber ein Mann, wie

Sie,

Sie, ein in den, für die ganze Menschheit so wichtigen Finanz-Angelegenheiten so erfahrner und gebrauchter Mann, eine reiche und angenehme Frau hat, oder nicht, daran liegt ungleich mehr! Immer machen Sie Ihre so vortheilhaft scheinende Verbindung richtig! Ihre Hochzeitfreuden sollen, ich schwöre es, weder durch Einsprüche, noch durch eine Bitte um geneigte Abfindung der abgedankten Braut, von meiner Seite unterbrochen werden. Gebe doch der Himmel, daß Sie Ihrer alten Liebe so bald vergessen, als sie es werth ist und daß Sie Ihr Gewissen über das Unglück einer betrognen nie nagen möge.

Sollte es Ihnen ja ein Mahl einfallen, daß Sie ein unschuldiges Mädchen gebeugt haben, so lassen Sie zu Ihrer Beruhigung den Gedanken stark in Ihre Seele werden, daß ein Gegenstand, wie ich bin, viel zu gering sey, einen Mann wie Sie sind, zum Worthalten zu verbinden — daß es eine Kleinigkeit sey, seines eignen Nutzens wegen, eine Person ihrem Schicksaale zu überlassen, die ja weiter nichts für Sie gethan hat, als daß sie von ganzer Seele Sie liebte und Ihnen alles, was sie konnte, aufopferte. —

Glück sey bey Ihrer Sinnesänderung, ich segne Sie, und wünsche, daß es Gott möglich sey, zu diesem Seegen Amen! zu sprechen. Warum soll-

sollte das auch nicht geschehn! Wenn man so seines Glückes wahrnimmt, und sich nichts abhalten läßt, alles zu dessen Begründung zu unternehmen, ob auch gleich andre darüber zu Grunde gehen sollten, so hat man ja wohl die Pflicht gegen sich selbst in ihrem ganzen Umfange erfüllt — und wie könnte dann der Seegen ausbleiben!

Leben Sie wohl und denken künftig an mich nicht anders, als an eine Person, die Ihr Glück — nicht machen konnte.

Achtzigster Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an Friederike Redlichinn zu Uttenhof.

Ach, wie schlecht steht es mit uns, Liebe! Eine Versorgung habe ich nun, wornach ich so sehr seufzete — seufzete, um Sie an den Altar führen und mich mit Ihnen, als der Gefährtinn meines ganzen Lebens, auf ewig verbinden zu können. Aber Gott! ich bin noch weit entfernt von dem Ziele! Mein Vater, der bisher von meiner Verbindung mit Ihnen noch nichts wußte, hat mich der Tochter einer seiner Freunde gewidmet und ist unerbittlich bey seiner Gesinnung. O was habe ich in zwey Tagen ausgestanden! —

Er mußte einige Nachricht von meiner Bekanntschaft mit Ihnen erhalten haben, untersuchte in meiner Abwesenheit meinen Schreibtisch und fand Ihre Briefe.

„Kerl“ sagte er bey meiner Nachhausekunft „wer heißt Dich mit Mädchen sich versprechen, und Correspondenz führen, ohne deines Vaters Wissen und Willen?“ —

„Ich zweifelte, lieber Vater, daß sie eine Liebe mißbilligen könnten, deren Gegenstand das würdigste Frauenzimmer ist, und wollte sie eben um ihre Einwilligung in mein Glük bitten.“ —

„Glück?“ sagte er mit donnernder Stimme. „Weiß ein so junger Bursche, wie du, was zu seinem Glücke ist? Ein für alle Mahle, wisse hiermit! daß aus deiner Winkelheyrath nichts wird! Du bist an die Heyminn versprochen, und mache dich nur gefaßt, noch diese Woche abzureisen, und dich mit ihr trauen zu lassen!“

„Aber lieber Papa“

„Keinen Widerspruch, den kann ich durchaus nicht dulden, alles ohne Umstände.“

„Sie werden doch“ —

„Schweig, sage ich, hier gibts keinen Einwand. Dachtest du, deswegen hätte ich mir so viel Mühe um dein Unterkommen gegeben, daß du

Dir

Dir nach deines Herzenslüsten ein Weib wählen solltest, ohne deinen Vater zu fragen? Das wäre gar fein, wenn man dem Söhnchen so seinen Willen lassen wollte!“

„Ich sage ihnen hiermit“ —

„Was hast du zu sagen?“

„Das, daß ich ihnen hierin schlechterdings nicht gehorsam seyn kann.“

„Was willst du?“

Hier fuhr er erboßt auf mich los. Ich befürchtete Thätlichkeiten, die mich vielleicht meine Pflichten hätten vergessen lassen, und entfloh seiner Wuth. Ich ging auf meine Stube und schloß mich ein. Voll von innigster Wehmuth konnte ich lange Zeit nichts vernünftiges denken; so bald ich aber mich einiger Maßen gefaßt hatte, beschloß ich, an meinen Vater zu schreiben, und ihn durch die beweglichsten Vorstellungen, die mir meine Liebe zu Ihnen eingeben würde, zu erweichen.

Ich that es. Alles, was ein Sohn in diesem Falle sagen kann, sagte ich ihm, und flehete um eine Einwilligung: aber umsonst. Statt einer gewierigen Antwort schickte er mir nach Verfluß einiger Zeit die Abschrift eines Testaments, worinn er mich auf den Fall enterbte, wenn ich Sie hey-

heyrathete — Leider haben dergleichen Dispositionen nach hiesigen Landesgesetzen ihre vollkommene Gültigkeit; (ob dieß und manche andre Verfassung so gerade zu gut genennt werden könne, will ich jezt nicht untersuchen,) gleichwohl blieb mir keine Wahl übrig. Denn wenn ich Sie missen sollte, liebes Fiekchen, so würden mich zehntausend Testamente, und wenn sie mich zum Erben der ganzen Welt machten, nicht schadlos halten. Ich antwortete daher meinem Vater — und nunmehr mit Ablegung aller Demuth — daß ich schlechterdings in einer Angelegenheit, die mein Herz und die Ruhe meines ganzen Lebens beträfe, keine Vorschriften von ihm annehmen würde. Ich erklärte ihm, daß ich, wenn er bey seinem Sinne beharren sollte, gleichwohl nicht abgehen würde, und sollte ich das Consistorium bitten, daß es an seiner Statt in meine Heyrath willige. — Sogleich ließ er mir sagen, ich sollte noch an diesem Tage sein Haus räumen. Dieß erfolgte ohne Anstand und ich wohne nun zur Miethe. Er aber übergab noch an eben dem Tage das Testament der Regierung.

Liebes Fiekchen, daß ich meine Verbindung mit Ihnen nicht trenne, das ist auf meiner Seite so gewiß, als die Sonne jezt den Erdboden erleuchtet. — Ein einträgliches Amt, das noch nicht

nicht lange der arme Lindenfeld abgeben mußte, sezt mich in den Stand, der mich, wenn ich auch weiter gar nichts hätte, nicht befürchten läßt, meine Gattinn möchte Mangel leiden. — Aber das ist nicht genug! Werden Sie auch nun noch den, von seinem Vater enterbten, Sohn begehren? Werden Sie auch dem vom Vater verstoßnen Sohn Ihre Hand geben wollen? Werden Sie noch die Gattinn eines Menschen zu seyn wünschen, der nichts als die Einkünfte seines Dienstes hat, der leider! aber Gott weiß es, ohne daran genommenen Antheil, einem Unschuldigen abgedrungen worden ist? —

Meine Liebe zu Ihnen wünscht, daß Sie diese Fragen alle bejahen möchten, aber — wenn Sie das nicht thun, kann ich Sie anklagen? Nein, Sie versprachen sich mit mir, ehe Sie wußten, daß ich enterbt sey, ehe Sie wußten, daß mein Vater in meine Heyrath nicht einstimme. Will nun die Klugheit von Ihnen, daß Sie, bey veränderten Umständen Ihr Wort zurück nehmen, was soll ich dann thun.

Ach, liebe Friederike, so wenig ich Ihrer Neigung Fesseln anlegen will, so wenig ich wünsche, daß Sie eine Verbindung eingehen sollen, die Sie gereuen könnte; so sehr bitte ich Sie doch um alles, was heilig ist; ist es Ihnen möglich,

lich, den vormals reichen Jüngling noch zu lieben; wenn er arm geworden ist, ach so thun Sie es! Kommen doch so viele Eheleute zu einander, ohne etwas im Vermögen zu haben, als gesunde Arme, und leben so vergnügt — warum müßte uns grauen, da mir mein Amt reichliches Auskommen gibt? —

Sollte Sie meines Vaters Widerspruch abhalten? — Wenn er aus rechtmäßigen Ursachen seine Einwilligung verweigerte, so wollte ich sagen, Sie thäten recht daran: aber hat er die? Ist es nicht blos Eigensinn und Härte von ihm, und geht es nicht über die Gränzen der väterlichen Gewalt, einem Sohne ein Weib aufzudringen? —

Gutes Mädchen, bleiben Sie bey Ihrem Karl! — Auf das erste Wort fliege ich zu Ihnen und führe Sie mit den Freuden eines Engels als meine Gattin hierher. O, daß meine besten Wünsche erfüllt würden, daß ich an Ihrer Hand durch das Leben gehen sollte! Geschieht dieses, so habe ich keinen Wunsch mehr, und die Welt ist mir ein Paradies. Ganz von Ihnen hängt es ab, mich so glücklich zu machen, darf ich hoffen, daß Sie es thun werden?

Ein und achtzigster Brief.

Charlotte Rosenfels zu Altenstädt an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

O, meine Ahndungen haben eingetroffen! Mein Bräutigam ist nicht mehr mein Bräutigam! Lesen Sie beyliegenden Brief, der mir ohne alle Zuschrift zugeschickt worden ist! Kann etwas schrecklichers seyn? Er sucht mich auf die beste Art los zu werden, und nimmt seine Zuflucht zu niederträchtigen Kunstgriffen — will von einem Advocaten Rath haben, wie ich am besten zu betriegen sey. O Verräther! Er bereuet seine frühzeitige Verbindung mit mir, und er, nicht ich, suchte sie doch! Ich verhindere ihn an seinem Glücke, und er sagte doch immer, meine Liebe mache ihn ganz glücklich! Ich bin ihm jezt zu arm, da ich ihm doch lange Zeit reich genug war. —

O es bedarf nicht, daß du Advocaten-Ränke anwendest, um meiner los zu werden. Ich will keine erzwungene Liebe. Tausch dir immer ein anderes Herzchen ein. Ich freue mich, deinen Unwerth noch so bald zu erkennen. Denn über kurz oder über lang hätte er mir doch offenbar werden müssen, und wehe mir! wenn das erst geschehen wäre, da wir schon verbunden waren. —

O

O liebe Aemilie, mein Zustand ist beklagenswürdig! So hintergangen zu werden, o das thut wehe! — Aber sagen Sie mir, was für unerschöpfliche Bosheit gehört dazu, ein armes Mädchen so schändlich zu betrügen! Und was für Verstellungskunst, diese Bosheit in einem langen Umgange zu verbergen! Nimmermehr hätte ich gedacht, daß es so ganz schlechte Menschen in der Welt geben könnte, am allerwenigsten kam mir der Gedanke ein, daß der, den ich vor vielen seines Geschlechts für so vorzüglich hielt, ein Bösewicht der ersten Größe sey. Ich bin nun ganz elend, in aller Hinsicht elend. —

Und das weist Du, Verräther, so gut als ich, und kannst doch mit kaltem Blute mich verlassen? O welche Nahmenlose Bosheit! Durchsuche die Zuchthäuser und Festungsbaue, Du wirst Ungeheuer genug antreffen, aber ob ihr Herz so ganz verdorben ist, wie das Deinige seyn muß, daran zweifle ich.

Ich habe ihn gleich los gegeben, habe ihm geschrieben, daß er von nun an ganz frey sey, und sich ohne die geringste Furcht, von mir Widersprüche zu erfahren, in eine Verbindung einlassen könne, in welche er wolle. Habe ich nicht recht daran gethan? O, das wäre meinen Gesinnungen gemäß, wenn ich ihm bey seiner neuen

Verbindung in den Weg treten sollte! Ich wüßte nicht, welchen Entzweck ich auch hätte. Ihn mit Gewalt zum Manne zu erzwingen, würde mein Leben vergiften heißen, und möchte wohl zu unsern Zeiten, wo es den Bösewichtern gar leicht gemacht wird, ein Mädchen zu verstoßen, dessen sie überdrüßig sind, nicht wohl ins Werk zu richten seyn. Also sollte ich wohl ein Stück Geld zu schneiden suchen? O verflucht wäre ein solch Aequivalent für den Raub meiner besten Hoffnung! Das möget ihr immer thun, ihr Mädchen die ihr vielleicht im Stande wäret, eure Verlobten alle Tage für eine geringe Summe abzutreten. Ich will's nicht. —

Ach ich bedarf Aufrichtung, Liebe! Wissen Sie Trost für mich, so entziehen Sie mir ihn nicht! Könnte ich doch zu Ihnen eilen und an Ihrem Busen weinen! Aber meine Kränklichkeit hat zugenommen und verhindert mich daran. Hier habe ich wenige Freude, am allerwenigsten solche, die ich in meinen Umständen wünschen muß, und, wenn erstlich bekannt wird, daß ich von meinem Bräutigam verlassen bin, dann wird sich gar kein Mensch um mich bekümmern.

Der Pfarrer Weber ist noch die einzige Stütze, die ich habe, aber seiner Entfernung wegen, sehe ich ihn doch auch nur selten. Lassen Sie

mich

mich öfters einen Brief von Ihrer Hand lesen, damit doch etwas ist, das meine Leiden unterbricht. —

Ich wünsche Ihnen Glück zu der Zufriedenheit, die Sie bey Ihrer Noth haben, und preise mit Ihnen die Vorsicht, die Menschenfreunde zu Ihrer Unterstützung erweckte. O, wenn doch Ihr Mann wieder bald ein Amt erhielte — ich würde Sie dann bitten, mich in Ihr Haus zu nehmen und mir zu erlauben, daß ich bey Ihnen leben dürfte. Das wäre noch ein Strahl auf meinem dunklen Wege! Versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie es thun wollen, wenn es dazu kommt. Nicht wahr, Sie thun das Ihrer Charlotte?

Zwey und achtzigster Brief.

Friederike Redlichinn zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Unter tausend Widersprüchen meines blutenden Herzens muß ich Ihnen, nach vielen harten Kämpfen, gleichwohl sagen, daß an einer Vereinigung zwischen mir und Ihnen nicht zu denken sey. Nicht als ob mein Herz durch die Veränderung Ihrer künftigen Vermögensumstände geändert werden könnte — so eine elende Seele wer-

den Sie in mir nicht vermuthen — sondern weil ich Sie durch eine Verbindung mit mir um Ihr väterliches Vermögen bringen würde, weil ich Ihnen den väterlichen Seegen entziehen müßte, weil mein Vater seine Einwilligung versagt.

Das lezte ist nicht Härte gegen mich, oder Sie. Die Freundschaft mit der mein Vater an Lindenfelden verbunden ist, hält ihn ab, seine Tochter dem Nachfolger desselben in einem Amte zu geben, dessen Verlust jenen unglücklich machte. Sein zartes Gefühl sieht es für Beleidigung seines Freundes an, wenn er auf irgend eine, auch die entfernteste, Weise von seinem Unglücke Nuzen haben sollte —

Reissen Sie daher immer Ihr Herz von mir los und fügen sich in den Willen des Schicksaals, das uns nicht für einander bestimmte. Und wenn dieser Riß eine Wunde macht, so bedenken Sie, daß auch mein Herz verwundet ist. Geben Sie dem Willen Ihres Herrn Vaters nach, er wird nicht, ohne sehr gegründete Ursachen, begehren, daß Sie die vorgeschlagene Person zur Gattin erwählen sollen, und Ihre Verbindung muß dann gesegnet seyn.

Wie würden wir uns trösten, lieber Karl, wenn wir wider Ihres Vaters Willen, ja unter seinem Fluche, unser Band knüpften und die viel-

fa-

fachen Wehen, die der Ehestand, oft unter den besten Umständen, mit sich bringt, drängen auf uns herein? Hätten wir dann den Muth, alles zu tragen, wenn uns unser Gewissen nun den Vorwurf machen müßte, daß wir dem Fluche eines Vaters lachten? — Wie leicht können Umstände kommen, die Ihnen den Verlust Ihres väterlichen Vermögens unerträglich machen, und was würde ich dann, auch vorausgesezt, daß Sie immer der zärtlich liebende bleiben würden, der Sie jezt sind — was würde ich dann für eine Rolle zu spielen haben?

Was soll ich ein Mahl unsern Kindern antwerten, wenn sie nach ihres Vaters Gut fragen? — Soll ich sprechen: „Lieben Kinder, euer Vater hatte die Hoffnung reich zu werden, und ihr wäret es auch geworden, wenn euch eine andere Mutter gebar?“ — Was würde ich zu erwarten haben! Nein, lieber Karl! Zerschnitten sey der Knoten, der unsre Herzen knüpfte! Ich will mich lieber jezt recht verwunden, und den Schmerzen ganz hinnehmen, als mit der Zeit — und das könnte vielleicht bald geschehn — an Nahmenlosen Martern leiden. Machen Sie es auch so! Mit dem Muthe desjenigen, der seine Hand zum Ablösen hinhält, um sein Leben zu retten, vertilgen Sie alle Hoffnung auf mich aus Ihrer See-

le, um das Ganze Ihrer Wohlfahrt aufrecht zu erhalten. Ich entsage allen Ansprüchen, die mein Herz an Sie hat, und finde mich reichlich getröstet, wenn eine andere Verbindung Ihnen erhält, was ich Ihnen hätte nehmen müssen.

Ich kann nicht die Ihrige werden, so sehr dieß das einzige Ziel war, wohin ich mich immer mit Wonne drängte. Ich kann es Ihrentwegen, meinetwegen und meines Vaters wegen nicht seyn. Was aber Liebe gegen Sie war, soll Freundschaft werden, und ist Ihnen damit gedient, so kann ich Ihnen diese hiermit mit dem wärmsten Herzen versichern.

Mein tägliches Gebet soll Ihnen Segen von Gott erflehen und Glük, wie es Ihre gute Sele werth ist. Ich werde aber von nun an keinen Brief mehr von Ihnen annehmen — was könnte dieß sonst anders wirken, als daß unsre beyderseitige Heilung aufgehalten und unser Schmerz vermehret würde!

Seyn Sie stark und vergessen eine Liebe, die Sie nicht glüklich machen konnte? Aus dem Innersten meines Herzens sage ich Ihnen das lezte Lebewohl!

Drey und achtzigster Brief.

Der Professer Müller zu J. an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Vermuthlich wirst Du und Dein ganzes Haus glauben, ich sey an euerm allerseitigen, bestmeritirtem Fluche bereits gestorben, oder krieche doch hier auf dem Erdboden, als ein, von allen Verlaßner, wohl gar mit einem absonderlichen Zeichen, — wie Bruder Cain, alten Andenkens, — daß mich jedermann kenne, — Gebrandmarkter herum. — Ich muß dich doch deßwegen von euerm Irrthume benachrichtigen und Dir melden, daß ich vor kurzem an hiesigem Orte ein Lehramt erhalten habe, das sehr einträglich ist.

Freylich hätte ich eine solche Stelle in meinem Leben nicht zu hoffen gehabt, wenn ich fein hübsch nach alter Manier studirt hätte. Da würde ohne Zweifel mein größtes Glük gewesen seyn, wenn mir, nachdem ich den zehnten Theil von einem Jahrhundert hindurch, den Bauern vorgeredet und Lunge und Leber weggeprediget hätte, die hohe Gnade angedieh, daß ich meinem Vater huldreich substituirt ward. Ey! ey! das wären rechte Herrlichkeiten für mich gewesen. —

Ich bin so froh, Aemilie, über mein Schiksal, daß ich Dir es nicht beschreiben kann. Sieh, was ich nun bey meiner Jugend noch für Aussichten habe! — Du kannst Deinen Aeltern mein Glük zu wissen thun, wenn sie es hören wollen. Es dient doch einiger Massen zum Beweiß, daß ich recht that, wenn ich ihnen in solchen Sachen nicht folgte, wo meine Vernunft mir den Gehorsam versagte! —

Willst Du mir antworten, so soll es mir lieb seyn. Lebe wohl!

Vier und achtzigster Brief.

Karl Hellbig an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Sie werden Sich wundern, von einem Menschen einen Brief zu erhalten, den Sie, allem Vermuthen nach, für Ihren Feind ansehen. Ich bin es aber nicht, so wahr hier meine Hand diese Zeilen schreibt! Glauben Sie, daß, wenn Jemanden Ihr Unglük zu Herzen gieng, daß ich es war. Ob ich gleich Ihren Dienst erhalten habe, so ist das doch mit herzlichem Widerwillen auf meiner Seite geschehen. Mit Wehmuth habe ich eine Versorgung angenommen, die einem Unglüklichen ent-

entzogen ward. — Hätte aber meine Weigerung, den Dienst anzunehmen, Ihnen etwas helfen können? Ganz nicht! Und mir würde es geschadet haben, wenn ich mich dem Willen meines Vaters widersezte. Ich bin also nicht Ihr Feind, sondern Ihr Freund. Darf ich von Ihnen ein gleiches hoffen, und in dieser Hoffnung eine Bitte an Sie wagen? —

Ich thue es, überzeugt von Ihrem edlen Herzen, das mich selbst dann keine Fehlbitte würde thun lassen, wenn ich Ihr Feind gewesen wäre. Es steht in Ihren Händen, mich glüklich zu machen.

Einer Verbindung mit der ältesten Tochter des Herrn Commissions-Rath Redlichs zu Uttenhof mit mir steht nichts entgegen, als vorzüglich das Bedenken des ersten, seine Tochter einem Manne zu geben, der eine, seinem Freunde entzogene Stelle bekleidet. Ich bin überzeugt, wenn Sie Sich bey dem Vater meiner Braut für mich verwenden wollten, so würde ihn nichts mehr abhalten, mir ein Kleinod zu schenken, ohne das ich nicht leben kann. Und diese gütige Verwendung ist es, warum ich Sie bitte. Sie machen ein Paar Liebende glüklich, die schon lange auf das festeste verbunden, mit unbeschreiblicher Wehmuth sich trennen würden. Versagen Sie mir

Ih-

Ihren Beystand nicht, ich sehe ihn als die Wohlthat eines Engels an, und verpflichte mich Ihnen zu ewigen Diensten.

Ich würde Sie selbst persönlich besucht haben, weil mich jezt, nach der Scheidung von meinem Vater, nichts abhält, Ihre Freundschaft ohne Zurükhaltung zu suchen: ich befürchtete aber, daß ein unvermuthetes Erscheinen meiner Person vor Ihnen Sie vielleicht alteriren, oder doch wenigstens befremden und mißmuthig machen könnte. Deßwegen frage ich erst hier an, ob ich Ihnen nicht lästig seyn werde, wenn ich meine Bitte mündlich wiederhole? —

Nur eine Zeile, nur ein Wort, Ja oder Nein, bitte ich mir zur Antwort aus, der ich bin u. s. w.

Fünf und achtzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an Simon van der Hardt zu Reinstein.

Mein Kind, gnädiger Herr! Meine Tochter fodre ich von Ihren Händen! Ich habe gewisse Nachrichten, daß Sie selbige entführt haben, und ich gehe nicht ab, bis Sie mir sie wieder schaffen,

ten, und sollte ich Sie darüber verklagen. Es wird doch auch noch Richter geben, die Sie richten können! Denken Sie denn, Sie haben Macht alles zu thun, was Ihrem Herzen gelüstet, und ein Mann, wie ich bin, müsse sich alles von Ihnen gefallen lassen? O nein! Trauen Sie mir nur so viel Herz zu, daß ich alles daran wage, um meine Tochter wieder aus dem Kerker zu befreyen, in den sie von Ihnen gebracht worden ist. Glauben Sie denn, ich hätte mir es darum in Erziehung meiner Kinder so sauer werden lassen, daß sie Ihnen zu Büssung Ihrer Lust dienen sollten? Herr, und wenn Sie ein Fürst wären, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie eine schwarze That begangen haben, und würde Rechenschaft von Ihnen fordern. Ja! ja!

Geben Sie mir mein Kind gutwillig wieder, so will ich schweigen, und über die Freude, es wieder in meine Arme zu schliessen, soll die Beleidigung vergessen und vergeben seyn, die Sie mir angethan haben. Thun Sie das aber nicht, so wissen Sie, daß ich mein altes Haupt nicht eher sanft legen will, als bis ich Sie bey Ihren Obern zur Verantwortung gezogen habe. An Beweisen soll es mir weniger fehlen, als Sie denken.

Was würden Sie thun, wenn Ihnen so etwas widerführe! „Ja ich!“ sprechen Sie vielleicht. Aber wer hat denn Ihrem Stande das Privilegium gegeben, alle Leidenschaften zu befriedigen, es geschehe, auf wessen Kosten es wolle? Und wer hat uns denn, die wir von Ihrem Hochadelichen — ja wohl Hochadellichen — Stande nicht sind, verbunden, oder wer kann uns verpflichten, alles von Ihnen leiden zu müssen? Sorgen Sie für nichts, gnädiger Herr, ich finde Sie gewiß, und sollte ich nirgends gehört werden, so wird mich endlich Ihr Fürst hören; er müßte denn ein Bube seyn. Verlachen Sie mich nur und halten Sie meine Drohungen für unbedeutend. O, es ist das erste Mahl nicht, daß der Arme über den Reichen, der Geringe über den Vornehmen, der Ohnmächtige über den Mächtigen gesieget hat.

Aber, wie gesagt, wenn Sie mir mein Mädchen wieder schaffen, so soll die ganze Sache der Vergessenheit übergeben seyn. Ich erwarte Ihre Entschliessung und deßhalb kurze, aber baldige Nachricht.

Sechs und achtzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Heute ist der Junge angekommen. Aber ach! welcher Anblik! Ein Knabe von zwölf Jahren, der sein Alter in seinen Gesichtszügen lesen läßt und doch, seiner Leibesbeschaffenheit nach, kaum sechs Jahr alt zu seyn scheint! Wie elend muß ihn seine Mutter gehalten haben! Nun gebe ich meiner Frau Recht, wenn sie es zur Gewissenssache macht, daß man ein unächtes Kind seiner Mutter überläßt. Man sieht dem Kinde an, daß es Anlage zu einem gesunden und starken Körper gehabt hat, daß aber, durch Mangel an Nahrung und Aufsicht seine Ausbildung verhindert worden ist. Er sieht aus, wie ein Rosenknöpfgen, das abgeknikt ward, ehe es ganz aufblühete, und nun einige Stunde in der Sonne gelegen hat. Die rothen Blätter schimmern noch unter den versengten hervor, und man sieht, was es war und werden konnte, aber nun nicht wird.

So kommt mir der Knabe vor. Spuren von Gesundheit und Stärke sind hie und da in seiner Bildung zu sehn, aber sie werden von der Todenblässe seines Gesichts und den welken Gliedern verdunkelt. Mich jammert des Kindes, und ich danke es meiner Frau, daß sie darauf bestanden

ist,

ist, ihn aus den Klauen seiner Mutter zu reissen. So verwahrloset sein Körper ist, so ist auch seine Seele. Da ist noch nicht die geringste Kenntniß von dem was sonst nur mittelmässig erzogene Kinder im sechsten Jahre wissen. Kein Christenthum, nichts hat der Junge im Kopfe.

Ich habe bey der Gelegenheit so über die Verantwortung nachgedacht, die diejenigen einst werden thun müssen, die sich nun gar nicht um ein Kind bekümmern, dem sie ausser der Ehe das Daseyn gegeben haben. Wie groß muß sie seyn! Wie viele giebt es nicht, die eine Unschuld verführen, sie dann sitzen lassen, und sich um sie, ihr Kind und beyder Unterhalt so wenig bekümmern, als der Hund um seine Jungen! Wie werden diese einst bestehen, wenn ihnen die verführte Unschuld unter die Augen treten, und ein Kind, das sie durch ihre Sorglosigkeit um zeitliches und geistliches Wohl brachten, sie verklagen wird. Sonderbar und ohne Zweifel ein Fehler unserer Gesetze ist es, daß der Mensch zwar wegen eines vertrauten Umgangs mit einem Mädchen ausser der Ehe gestraft wird, nicht aber derjenige, der, ob er es gleich hat, zur Erziehung des aus diesem Umgange entstandenen Kindes, nicht so viel hergiebt, womit es könnte ordentlich erzogen werden, und dadurch verursacht, daß dem

Staa-

Staate ein guter und arbeitsamer Mensch entzogen wird! Welche That hat mehr Sittlichkeit, welche ist von schlimmern Folgen? Immer die leztere. Ich würde daher einen Mann seines unregelmässigen Umgangs wegen nicht strafen, so bald er entweder die verführte Weibsperson heyrathen, oder doch zu ihrer vollkommenen Abfindung und des Kindes bestmöglichsten Versorgung Anstalt treffen könnte und träfe. Wollte er dieß aber nicht, dann müßte seine Strafe weit härter seyn, als sie gewöhnlich ist, und das nicht eben seiner ersten Handlung, sondern der Entziehung wegen von Abfindung und Auferzucht. Könnte er aus Mangel am Vermögen hier keine Genugthuung leisten, so würde ich ihm eine noch härtere Leibesstrafe auflegen, ohne zu befürchten, daß ich zu weit gienge, wenn ich die gewöhnliche Weise verliesse, nach welcher ein Mensch sogleich aller Ansprüche der Geschwächten entlassen wird, wenn er nur beybringen kann, daß er nichts im Vermögen habe. Denn wenn es nicht Unrecht ist, einen Menschen zu strafen, der mit Wissen über sein Vermögen Schulden machte, so kann dieß auch nicht unrecht seyn. Hat ein Mann in dergleichen Fällen nicht auch über sein Vermögen Schulden gemacht? Er wußte, er würde ein Kind nicht erziehen und ernähren können, ob ihm gleich nicht unbekannt war,

daß er dieß dem Kinde und dem Staate schuldig sey, und — dennoch ließ er sich nicht abhalten, ihm das Daseyn zu geben. — Machte er da nicht eine Schuld, von der er voraus wußte, daß er sie nicht berichtigen könne? — Doch ich komme in Dinge, von denen ich durchaus nicht reden sollte, weil ich selbst einst hievon Grundsätze hatte, deren ich mich jezt schämen muß! —

Ich komme zur Sache, die ich Ihnen eigentlich vortragen wollte. Ferdinand, so heißt der arme Junge, ist gar zu weit gegen meine viel jüngern Kinder zurük. Soll ich ihn mit diesen unterrichten lassen, so befürchte ich, seine Geschwister möchten ihn verspotten, wenn sie seine Unwissenheit wahrnähmen, und dadurch könnte der Saame zu einer Uneinigkeit gelegt werden, die später hin Folgen, vielleicht traurige Folgen hätte! Ich bin daher mit Bewilligung meiner Frau darauf verfallen, daß ich Sie bitten wollte, ihn gegen ein Kostgeld in Ihr Haus zu nehmen, und ihn Christenthum, Lateinisch, Geographie und Historie zu lehren. Ich weiß, daß es ehemals Ihre Lieblingsbeschäftigung war, junge Leute zu unterrichten, und zweifle nicht, daß Sie meine Bitte erfüllen werden. Freylich werden Sie mit einem Jungen, wo alle Geisteskräfte verrostet sind, viele Mühe haben, rechnen Sie

aber

aber auf das gute Werk, das Sie stiften; denn meine Erkenntlichkeit reicht doch nicht zu, Ihnen Ihre Mühe zu vergüten. Wollen Sie, lieber Herr Pfarrer? Sie verbinden hierdurch auf das neue den, der sich mit wahrer Hochachtung nennt u. s. w.

Sieben und achtzigster Brief.

Der Hofrath Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Sobald ich Ihren Brief erhielt, sezte ich mich aufs Pferd und ritt ganz allein von hier weg, um Helenen aufzusuchen. Abendtheuerlich genug, werden Sie sagen! Ja wohl abendtheuerlich genug, eine Person aufsuchen zu wollen, die eben sowohl zwanzig Meilen weit zu meiner Rechten, als zwanzig Meilen weit zu meiner Linken, eben sowohl vorwärts, als rükwärts seyn konnte. Was thut aber die Liebe, zumal eine Liebe, wie die meinige, nicht!

Kurz, ich ritt fort, und nahm meinen Weg gerade nach dem Walde zu, wo ich lezthin das Fuhrwerk hinfahren sah. Lange schon war ich auf der ordentlichen Landstrasse geritten, ehe ich daran dachte, daß ich hier unmöglich finden könn-

te, was ich suchte, weil dieser Weg gerade nach Leuschiz führte, wo man schlechterdings durchfahren und sich im Thore angeben muß. Dahin Helenen zu führen, fiel mir nun ein, werden sich ihre Begleiter wohl gehütet haben. Also must du seitwärts. Aber wohin nun — rechter oder linker Hand? — Nach langem Nachdenken beschloß ich, die Sache dem Ausschlage des Ohngefährs zu überlassen, und fieng an — freylich wieder seltsam genug! — vom ersten meiner Rokknöpfe an bis zu dem lezten, rechts, links, rechts, links, zu fragen, bis ich auf den lezten kam und links war die Losung. Gleich bog ich mich dahin ein, ritt durch Büsche und Bäume hin, und kam endlich auf einen Fußsteig, der zur Noth auch zum Fahren bequem war. Hierauf blieb ich, und kam, nachdem ich eine gute Stunde scharf geritten war, an einen, mir sehr bekannten Gasthof, der ganz allein im Walde liegt.

Ich stieg hier ab, erkundigte mich, ob starke Einkehr hier wäre, ob auch zuweilen Kutschen und Chaisen hierher kämen, und erfuhr, daß wirklich um jene Zeit, wo ich Helenens Stimme hörte, eine Chaise hier vorbey gefahren sey, aber nicht angehalten habe. Ich ließ mir den Weg zeigen, den sie genommen hatte, und ritt darauf fort. Nach einem Ritte von einigen Stunden

kam

kam ich wieder an ein einzeles, aber mir unbekanntes, Wirthshaus. Ich vergas nicht, auch hier abzusteigen und mich zu erkundigen. Kein Mensch aber wollte mir Nachricht geben, weil hierher selten, und, wie gesagt ward, ausser im Falle des Verirrens, nie ein Fuhrwerk ankomme indem die Landstrasse, die ich verlassen hatte, rechter Hand weggehe, und dieses Haus nur zu einer gewissen Zeit im Sommer für die Holzhauer und Köhler diene.

Da saß ich nun voll Unmuths, ganz unentschlossen, wo ich zu wollte. Ich hatte schon meinen Rokknopf in der Hand, um mir, auf die schon erzählte Weise, den Weg von neuem weisen zu lassen, als ein Köhler herein trat.

„Höre," fragten ihn die Anwesenden, „du hast schon lange da oben herum gearbeitet, hast du keine Kutsche durch den Wald fahren sehen? der Herr da möchts gern wissen."

Der Kerl besann sich ein wenig und sagte: „Ja, ich weiß nicht, wie lange es ist, da habe ich eine Kutsche angetroffen. Sie hielt weit über den Weg mitten im Walde. Es war eine Jungfer dabey, die saß unter einem Baume, und sah aus, als ob sie ohnmächtig wäre, der hielt ein Mann, wie ein Kutscher, ein Glas unter die Nase. Ich gieng bey, grüßte sie freundlich, und

erbot mich, ihnen zu helfen. Der Kutscher aber fuhr mich gleich an, und sagte, wenn ich nicht gehe, wollte er mir die Wege weisen. Ich war hierher nicht berufen, und gieng meinen Gang, blieb aber von weitem stehen, und sah, daß der Mann die Jungfrau wieder in den Wagen trug, sich dann auf den Kutschersiz sezte, und davon fuhr."

Das war also gewiß Helene! Froh sprang ich auf und drükte dem Kerl die Hand, als ob ich aus seinen Armen gleich nehmen könnte, was ich wünschte: „Will er mich nicht an den Ort bringen, guter Freund? Ich bezahle ihm seine Mühe reichlich."

„O ja, Herr, warum nicht. Wenn er mir einen halben Tag Arbeitslohn, das ist, vier gute Groschen giebt, so will ich das gerne thun."

„Hier ist ein halber Gulden, lasse er sich Essen und Trinken geben, Ich bezahle es, und wenn er satt ist, wollen wir fort."

Der Kerl zog nun erstlich seine Filzmütze ab, mithin nicht für mich, sondern für den halben Gulden. — Doch hierüber jezt keine Bemerkungen! —

Mein Wegweiser ließ es sich wohl seyn, und wir trabten hernach mit einander fort. Es gieng

sehr

sehr weit seitwärts in eine mir gänzlich unbekannte Gegend, und endlich kamen wir zu dem Plaz, wo mein Bote die Chaise gesehen hatte. Man sah noch an dem niedergetretenen Grase, daß hier Personen gewesen waren, und weiter hin, wo der Rasen etwas feuchter war, fand ich auch Pferdeschlag und Wagengeleise.

Ich fertigte nun meinen Wegweiser ab und eilte dem Wagengeleise immer frisch nach. Es gieng links und rechts, und oft durch so enge Wege, daß an manchen Orten die angefahrnen Räder an den Bäumen eingedrukt zu sehen waren. Ehe ichs mich aber versahe, brach die Nacht herein, und ich konnte weder Hufschlag noch Fahrgeleise mehr sehen.

Ich half mir im Anfange damit, daß ich vom Pferde stieg und es führte, auf welche Art ich denn die Spuren noch einige Zeit beobachten konnte. Doch auch dieses fiel bald weg. Da die Finsterniß mehr herein brach, entzog sich endlich alles meinen Augen. Ich fieng nun an, mit den Händen zu fühlen, und brachte mich so noch einige Zeit der Spur nach. Allein auf ein Mahl war ich ab von allem, was mir Kennzeichen geben konnte. Ich fingerte lange Zeit vergeblich auf der Erde nach dem Fahrgeleise herum, und mußte endlich mit meinem Pferde auf geradewohl! fort gehen.

Das war ein erbärmlicher Marsch. Bald stieß ich mit dem Kopf an einem Baum, bald that mein Pferd ein gleiches, denn es war eine der dunkelsten Nächte, und dies sehr natürlich aus der Ursache, weil — wie mir nachher einfiel — eben eine Mondfinsterniß war. Lange Zeit brachte ich so mit dem mühsamsten Wege zu. Endlich hörte ich in einiger Entfernung einen Hund bellen und gleich darauf einen Pfiff.

War es mein Genius, oder eine Ahndung meiner Seele, ich stand auf einmal still und entschloß mich, hier eine Zeitlang zu halten. Mein Pferd profitirte von meinem Entschlusse, und legte sich aus grosser Müdigkeit, die ich ihm nicht verdenken konnte, nieder, ich aber sezte mich neben hin. Lange hörte ich nichts, und hatte schon Willens wieder aufzustehn, als ich plözlich, ziemlich in der Nähe, Menschenstimmen vernahm.

„Es giebt etwas hier,“ sagte einer „denn der Hund hat nicht umsonst angeschlagen. Vielleicht, machen wir einmal nach langer Pause eine hübsche Beute.“

„Wenn du nur den Hund mitgenommen hättest, antwortete ein anderer, so können wir lange suchen.“

„Ja darf man denn mit dem Raabenaase trauen,“ meinte jener „er könnte uns ja selbst ver-

verrathen, wenn etwa der Teufel einmal eine Streiferey da herum hätte."

Ihr Gespräch ward mir hierauf unvernehmlicher, ich merkte, daß sie schon vor mir vorbey waren, und sah bald darauf ein schwaches Licht, wie von einer Handlaterne um die Gegend schimmern, wo sie dem Laute ihrer Stimme nach zugegangen seyn mußten.

Was war da zu thun, lieber Amtmann? Hätte ich Sie mit Ihrer Amtsfolge bey mir gehabt, so sollte es keine Noth gehabt haben, aber, so allein, wie ich war, mit dem Geschmeisse anzubinden, wollte mir da in einer unbekannten Gegend, so wenig es mir sonst an Muth gebricht, durchaus nicht in den Kopf. Ich zweifelte nicht, daß die Kerls zurükkommen und mich auf diesen Flek gewiß ausspüren würden, und entschloß mich, nun aus zwey unvermeidlichen Uebeln das geringste zu wählen, lieber mein Pferd, als mich Preis zu geben. Ich band es auf dem Flekke, wo es lag, an eine Wurzel an, nahm die geladenen Pistolen davon herunter, und gieng ein wenig seitwärts auf die Gegend zu, wo ich die Leute hatte reden hören, und wohin ich glaubte, daß sie rükwärts nicht wieder gehen würden. Hier suchte ich mir in der Geschwindigkeit durch mein Gefühl einen hübschen Baum aus, und

nachdem ich meine Pistolen in meine Rokfalten befestigt hatte, kletterte ich da hinauf.

Ich muß hier eine Ausschweifung machen, und Ihnen eine Lehre geben. Wenn Sie, lieber Sturz, Ihre Jungens klettern sehen, wehren Sie es ihnen ja nicht! Es kommen Fälle, wo man durch eine Fertigkeit im Klettern der größten Unentschlossenheit entgeht. Es ist wie mit dem Schwimmen, mit dem Balgen und Ringen. Lassen Sie sich Ihre Jungens herum balgen, so viel sie wollen, wenn auch einer dann und wann eine blutige Nase davon trägt. Es giebt dieß dem Körper eine Festigkeit und Stärke, und den Gliedern eine Geschiklichkeit, die man sonst nicht erlangt. Hätte ich nicht auch in der Jugend die Freyheit gehabt, mich aufs Klettern zu legen, so würde ich in dieser jetzigen Lage übel weggekommen seyn. Wie würde ich, obendrein in finstrer Nacht, auf den Baum gekommen seyn! Aber wieder zu diesem meinen Baume.

Ich stieg, wie gesagt, hinauf, spannte meine Pistolen, und nahm mir für, so wie mich einer entdecken und auf meinen dermaligen Aufenthalt losgehen würde, herunter zu feuern. Jezt hatte ich Zeit, meine abentheuerliche Reise zu bereuen, und mir den Kopf zu zerbrechen, wie das Ding noch ablaufen würde. Denn die Waldbrüder

der blieben über eine halbe Stunde aus. Endlich aber sahe ich sie mit ihrem Lichtchen vor mir aus dem Busche herauskommen, und auf den Plaz zugehen, wo mein Roß seiner Commodität pflegte.

Bis diese Stunde weiß ich nicht, wie es zugieng, daß mir jezt das eine meiner Pistolen unvermuthet eben damals los gieng, da sie kaum noch etliche Schritte zu dem Platze hatten, auf dem das Pferd lag. Ich erschrak darüber so sehr, daß ich beynahe vom Baum gefallen wäre, und über die Bemühung, mich zu erhalten, drükte ich, eben so unwillkührlich, das andere Pistol auch ab.

Freund, was das für ein Donnerwetter und für ein unzähliches Wiederhallen in dem Walde gab, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich war wie vom Schlag gerührt, und vermuthete nun nichts gewissers, als verrathen zu seyn, da mir zumal das eine Pistol aus den Händen gefallen war und wußte nun, bey der Unmöglichkeit, mich widersetzen zu können, keine Rettung. Ich entwarf in der Angst schon die Punkte, unter denen ich vielleicht eine Capitulation zu Stande bringen könnte, grif nach meiner Börse und Uhr, um sie recht geschwind bey der Hand zu haben, wenn sie die Capitulations-Punkte ausmachen sollten, aber — wider alles mein Erwarten, verschwand

schwand das Leuchterchen der Galgenvögelein — weg waren sie, und ich bemerkte bald, daß Sie sich schleunig davon gemacht hatten.

Es hätte nicht viel gefehlt — so schnell war der Uebergang von der Angst zur Freude — daß ich überlaut gelacht, und meinen Pistolen, die ohne alles mein Zuthun die Feinde so auf die Hölzer zu bringen wußten, ein Loblied gesungen hätte. Vielleicht dachten die Vögel eben an das Streifen, als die Schüsse geschahen und glaubten nun, der ganze Wald stecke voll Soldaten. O wußten sie, daß von mir, armseligen, Ritter der Lärm herkam, wie würden sie mich so schön von meiner Herberge herunter geschüttelt haben. Kurz, es war nun Ruhe und ich sah und hörte nichts mehr.

Gleichwohl wagte ich mich lange Zeit nicht vom Baume herunter, ob ich gleich für nöthig ansah, meinem Pferde zu Hülfe zu kommen, das, von den Schüssen scheu gemacht, aufgesprungen war und sich, wie ich durch sein Toben leicht überzeugt seyn konnte, in den Zaun verwickelt hatte. Ich ließ es haseliren, und stieg nicht eher wieder herab, bis ich nach allen Seiten hingehorcht, aber alles kauscher befunden hatte. Nun hutschte ich sachte herunter, fand mein Pistol und auch mein Pferd bald wieder. Ich

mach-

machte es ledig, und führte es, so gut es sich wollte thun lassen, durch die Büsche hin, ohne zu wissen, wo es zugehe. Es fing nach und nach an, etwas heller zu werden, und ich konnte nun doch mein Pferd gerade zu fortführen und den Bäumen ausweichen.

Ohne Anstoß zu haben, war ich wohl eine Stunde so avancirt, als es meinem Pferde wieder einfiel, sich zur Ruhe zu legen. Ich konnte, so mißlich es in meiner jetzigen Lage war, dennoch nicht anders, als ihm seinen Willen lassen und schlich indessen in den Büschen herum, um mich bey der sehr kühlen Witterung zu erwärmen, und, wo möglich, einen gebähnten Weg anzutreffen. Ich stieß bey diesem Herumwandeln auf eine Köhlerhütte. Freund, wer war froher als ich! Mit Verdopplung meiner Schritte eilte ich dahin und fand sie von innen verriegelt. Ich pochte an, aber lange wollte niemand hören. Endlich hörte ich ein furchtsames: „Wer ist da?"

„Ein verirrter Reisender" gab ich gar demüthig zur Antwort.

Ich hörte, daß der Mann Feuer anschlug, und bald kam er mit Licht und öffnete mir die Thür. Denken Sie wer es war! Es war mein Wegweiser, der mir auf die Gegend gebracht hatte, die Helene passirt ist. Froher als ein eif-

riger Katholik, der die Ehre gehabt hat, einen Zipfel von dem Kleide der hochvenerirlichen Donna Maria zu Loretto gegen ein hübsches Präsent zu küssen, fiel ich dem Manne um seinen schwarzen Köhlerhals und umarmte ihn mit einem Feuer, daß der arme Teufel, vermuthlich aus Furcht, ich möchte ihn erstiken wollen, sich gegen meine Liebkosungen sträubte, und sich aus meinen Armen wand. Denn er erkannte mich nicht eher, als bis er sich den Schlaf aus den Augen gewischt hatte. Aber nun drükte er mir — ob mit associirter Idee auf das Achtgroschenstük? — desto freundlicher die Hand, fragte mich, wie ich hieher käme, und hieß mich niedersetzen. „Nein, Alter,“ sagte ich, „ich muß erst mein Pferd herschaffen, dann will ich wieder zu ihm kommen; und den Rest der Nacht in seiner Hütte zubringen.“

Er erbot sich, mich zu begleiten, und ich nahm den Antrag sehr gerne an. Zum Glük hatte ich mir Merkmahle auf dem Wege gemacht, und so fanden wir das Pferd bald. Ich sprengte es auf, mein Köhler trieb es, und so brachten wir es hin zu der Hütte. Mein schwarzer Wirth hatte ein langes Messer, säbelte in kurzer Zeit eine Menge Grases ab und legte es dem Maule vor, das sich denn auch diese Bewirthung sehr wohl gefallen ließ.

Auch

Auch für mich wußte der Mann Rath zu schaffen, da sich mein Magen regen wollte. Er machte Feuer auf einem kleinen Herd, der in der Ecke seiner Hütte stand, röstete Brodtschnitte, die er hernach mit frischer Butter bestrich, und sezte mir dieses Gericht auf einen, zwar hölzernen, aber sehr reinlichen, Teller vor. Hören Sie, Herr Amtmann, so hat mir noch kein Gericht geschmekt, und ich glaube nicht, daß mir eins noch so schmecken wird, und sollte ich noch das Glük haben, beym heiligsten Vater in Rom zu speisen! Ich sättigte mich vollkommen und trank frischen Brunn dazu. Nach der Mahlzeit erzählte ich meinem Beherberger, wie es mir gegangen wäre, und er freuete sich, daß ich der Gefahr so entgangen sey. Ich war, nach seiner Nachricht, jezt nicht weit von dem Plaze weg, wohin er mich gebracht hatte, war mehr rükwärts gekommen und befand mich nicht gar weit von dem Hause, wo ich ihn angetroffen hatte.

Nun überlegte ich, was ich, wenn der Tag anbrechen würde, zu thun hätte, ob ich mein Abendtheuer wieder beginnen, oder wieder ganz sanftmüthig zurüktraben wollte. Ich konnte mich lange zu nichts entschließen, denn es war mir beydes fatal, unverrichteter Sache zurük zu gehen und mich in neue Gefahr zu begeben, ohne

doch

doch einem glüklichen Ausgange gewiß entgegen zu sehen. Endlich wählte ich das dritte und trug meinem Wirthe auf, der Spur von dem Platze an, den er mir gewiesen hatte, nachzuforschen, bis er fände, wo sie aufhöre. Er verstand sich darzu und vermogte mich dann, daß ich mich auf sein Lager niederlegte, wo ich bald einschlief.

Bey meinem Erwachen befand ich mich allein, mein Hospes war weg und da ich aus der Hütte ging, um mich nach ihm umzusehen, vermißte ich auch mein Roß.

Nichts war natürlicher, als der Gedanke, daß mein Herr Wirth mit demselben davon geritten sey, und nun war das Grillenmachen schon wieder an mir. Rufen wollte ich nicht, aus sehr gerechter Furcht, ich möchte gleiches Schiksal mit meinem Pferde haben und in unrechte Hände kommen: ich kroch daher ganz sachte an den Bäumen herum und machte nach allen Ecken hin einen langen Hals. Aber da war nichts zu sehen.

Ich ging zurük nach der Hütte und revidirte den Nachlaß des Mannes, um zu sehn, ob er schlecht genug sey, ihn über ein Pferd vergessen zu können, und entdekte doch Meubeln, die der Köhler nicht zurük gelassen haben würde, wenn er ganz Abschied hätte nehmen wollen. Ich fand

z. B.

z. B. einen Meerschaumen Tabakskopf mit Silber beschlagen, eine Dose, in deren Deckel ein Wildermannsgulden befestiget war, ein Wamms mit silbernen Knöpfen, u. d. m. Das waren doch Sachen, die gar füglich zu Pferde mit fortgebracht werden konnten! Ich entdeckte auch endlich eine kleine Handbibel, die ich in der Wohnung eines Pferdediebes nicht suchen würde, und noch mehr, diese Bibel war, wie ich aus dem vielen Einschlagen der Blätter sah, von ihrem Besitzer sehr gebraucht worden. Ich wußte nicht, was ich von der Sache halten sollte, und gedachte eben die eingeschlagenen Blätter durchzusehen, um mir Licht von der Denkungsart dieses Mannes zu verschaffen — denn das kann man, denk ich, aus Stellen eines Buchs, die sich jemand gezeichnet, mithin für merkwürdig gehalten hat — als ich ein Pferd schnauben hörte. Schleunig fuhr ich zur Hütte hinaus und mein ehrlicher Köhler kam mit meinem Pferde angezogen, das er auf die Weide und zur Tränke geführt hatte.

Froh ging ich ihm entgegen, dankte ihm für seine Sorgfalt und bat ihn, mich nun wieder auf den Weg und bis zu dem Hause zu bringen, wo er seine Einkehre hatte. Er war gleich bereit dazu, nahm seine Pfeiffe und Dose, verschloß seine Hütte und trabte neben meinem, wieder

muntern, Gaule her. In der Zeit von einer Stunde waren wir schon bey dem gemeldeten Hause. Hier ließ ich meinem Begleiter ein Frühstük reichen und mein Pferd in Ermangelung des Hafers und Heues eine Schüssel voll Brod und Bier fressen, und nachdem ich meinen Köhler bezahlt und ihm Anweisung gegeben hatte, wo er mir die Nachricht von dem Erfolge seines Auftrages geben sollte, ritt ich auf dem gestrigen Wege zurük und kam Nachmittags hier wieder in dem großen Gasthofe an, wo ich ordentlich fütterte.

Ich habe Ihnen mit Fleiß diese Geschichte etwas weitläuftig erzählt, um Sie wegen der verlangten Nachricht von den Bemerkungen bey der Jagd, die ich nicht geben kann, schadlos zu halten, und Ihnen statt anderer Thorheiten, eine Thorheit von mir wissend zu machen. Immer lachen Sie über mich! Sie thun recht daran. Denn da sitze ich nun und bin so klug wie zuvor, und mein Herumreiten war für die lange Weile, es sey denn, daß mein Köhler etwas austrüge. In diesem Falle wäre meine Robinsonnade doch nicht ohne Nutzen. Sie erfahren es gleich von mir, wenn weiter etwas vorgeht.

Zwey Lehren können Sie sich aber noch aus meinem Briefe ziehen. Ein Mahl, daß Sie sich bemü-

müchen sollen, zu Nuz und Frommen aller Abendtheurer, die in die Gegend Ihrer Gerichtsbarkeit verschlagen werden, so viel möglich, das Diebesgesindel aufzubringen, und dann, daß Sie bey Leibe niemals Ihre Rokknöpfe entscheiden lassen, wenn Sie ein Mahl ungewiß sind, was in einer Sache zu thun ist. Ich bin u. s. w.

Acht und achtzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

An den Herrn van der Hardt habe ich geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. O wenn doch Gott sein Herz regierte, daß ihn seine That gereuen und er mir mein Kind zurük geben möchte! Ich fürchte aber, er ist viel zu aufgebracht über mich, als daß er meinen Wunsch erfüllen sollte. Wüßte ich nur, wohin er meine Tochter gebracht hat, so alt ich bin, ich wollte sie selbst aufsuchen. Was werde ich anfangen, wenn er die ganze Sache läugnet! Alle Spuren, die ich habe, machen doch keinen Beweiß vor dem weltlichen Richter aus, so gewiß sie mich überzeugen. Wenn ich nur nicht zu hitzig gewesen bin! Doch Sie müssen ja kälter bey der Sache seyn, und

und riethen mir zu dem, was ich gethan habe. Gott wird es ja wohl machen.

Nach meiner Zuhausekunft habe ich mich gleich hingesezt, um, den Ihnen auf Ihr Verlangen versprochnen Aufsaz von meiner Lebensbeschreibung zu Stande zu bringen. So ungestört ich aber jezt bin, weil meine Frau mit den Kindern zu Aemilten, die ihre Niederkunft erwartet, gereiset ist, so habe ich doch mehr nicht zusammen bringen können, als die Beylagen enthalten. Mein Amt und mein Alter verbieten mir, ununterbrochen bey diesem Geschäfte zu seyn. So bald ich zur Fortsetzung Muse habe, soll sie folgen. Ich danke Ihnen indessen nochmals für die Gnade, die ich zu meiner wahren Aufrichtung bey Ihnen und der Frau Gemahlinn genossen habe, und bin u. s. w.

Lebensgeschichte

des Pfarrer Müllers zu Sommerhayn.

Ihnen zu sagen, wer meine Aeltern waren, damit kann ich meine Lebensbeschreibung nicht anfa gen. Ich weiß von meinen ersten Jahren nichts, und ehe ich noch recht denken konnte, war ich schon in dem Hause eines fremden Mannes,

den

den nichts als Mitleiden an mich fesselte. Ich will Ihnen von der Art, wie ich zu meinem Wohlthäter kam, so viel sagen, als mir aus seiner Erzählung bekannt ist. Im Jahre 1730. machte dieser Mann, er war Officier in Preußischen Diensten und hieß von Güldenstern, nach dem Tode seiner Gemahlinn, die er ganz außerordentlich zärtlich geliebt hatte, eine Reise durch Deutschland, um sich bey dem Kummer über seinen Verlust nur etwas zu zerstreuen.

Auf seiner Reise durch Thüringen fand er mich, als ein damahls ungefehr dreyjährigrs Kind, nicht allzuweit von Waltershausen, mitten im Walde, schlafend liegen. Er bemerkte mich, befahl seinen Leuten, mich zu fragen, wie ich so allein daher käme, und ob iemand in der Nähe sey, dem ich angehörte. Ich konnte ihm keine befriegende Nachricht geben, er ließ daher halten und seine Bedienten rufen und suchen, um iemand ausfindig zu machen, dem er mich übergeben könnte. Allein kein Mensch kam zum Vorschein, ob man sich gleich mehrere Stunden mit Rufen und Suchen aufhielt. Nach dem guten Herzen, das dieser Kavalier hatte, war es ihm unmöglich, mich an diesem Orte meinem Schiksahle so allein zu überlassen, er ließ mich in den Wagen tragen, ein Bedienter mußte mich auf seinen Schoos nehmen,

und in der Hofnung, meine Angehörigen in der Nähe zu erfragen, nahm er mich mit sich fort.

Als er nach Waltershaußen kam, machte er die Sache bekannt, und hielt sich drey Tage auf, um meine Aeltern oder wer mich verlohren hätte, zu erforschen und mich ihnen überliefern zu können. Kein Mensch aber wollte ein Kind verlohren haben, und sich melden, mich aufzunehmen. Da alles Warten umsonst war, so entschloß sich endlich dieser Herr, mich selbst zu behalten, mich auf seine Güter in *** mitzunehmen und erziehen zu lassen. Das geschah denn auch und so kann ich Ihnen von meiner Herkunft nicht das geringste sagen, außer die Vermuthung meines Pflegevaters, daß meine Aeltern nicht vom geringen Stande gewesen seyn müssen, weil mein Anzug, in dem er mich antraf, sehr gut war.

Ich kam so nach ***, auf die Güter des Herrn von Güldensterns, wo eine zahlreiche Familie desselben, drey Fräuleins und zwey Junkers, wovon das älteste Kind zwölf und das jüngste zwey Jahr alt war, mich gar bald sehr lieb gewann. Besonders konnte mich das jüngste, eine Fräulein, vorzüglich wohl leiden.

Da sie der Liebling ihres Vaters war, so brachte mir dies dessen Gnade in hohem Grade zuwege. Ich ward so gut, als wie ein Kind im

Hause

Hause gehalten, und wußte nicht anders, als daß der Herr von Güldenstern mein Vater und dessen Kinder meine Geschwister wären. So gingen zehn Jahre hin, ich genoß mit der Familie einerley Kost und Unterricht und sogar in der Kleidung war kein Unterschied, und ich wuchs heran, wie eine junge Tanne.

Nun begann aber eine andere Epoche. Der Herr von Güldenstern ließ sich, nachdem er beynahe zwölf Jahre im Witwerstand gelebt hatte, noch von den Reizen einer jungen Witwe blenden, die zwar alle empfehlenden Eigenschaften eines körperlichen Ansehens, dagegen aber auch eine mit diesen Schönheiten vollkommen kontrastirende Sele und dabey die Fertigkeit besaß, ihren Charakter zu verbergen. Kaum kannte er sie, so hielt ihn nichts, auch die Warnung verschiedener Freunde nicht ab, sich ihrer Hand zu versichern. Er untersuchte nicht was er doch, als ein zärtlicher Vater besonders untersuchen sollte, ob auch die Frau von Hohenstein, so hieß die Dame, eine gute Mutter für seine Kinder abgeben würde, sondern, von ihrer Gestalt hingerissen, rastete er nicht, bis sie ihm das Jawort gab. Die Vereinigung ward feyerlich vollzogen und die neue Gemahlin meines Wohlthäters kam, nebst einem aus ihrer ersten Ehe vorhandenen zweyjährigen Junker, auf unser Schloß.

In den ersten Jahren war nichts als Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl und seine Kinder zu sehn. Auch gegen mich that sie geneigt, ob sie mich gleich bey der ersten Gelegenheit, da sie mich mit den Kindern im Hause und besonders mit der jüngsten Fräulein vertraut umgehen sah, mit einer sehr ernsthaften Art erinnerte, daß ich als ein Gnadenzögling nicht anders als mit Respekt zu der Familie im Hause reden dürfe, und daß es mir nicht gezieme, so vertraut und frey zu thun. Ich hörte dieß zum ersten Mahle und ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh es mir that. So jung ich indessen war, so sehr fügte ich mich doch in mein neues Schiksahl, und ward zurükhaltend gegen diejenigen, die ich zeither für meine Geschwister gehalten hatte, aus Furcht für neue Erinnerungen an mein Gnadenbrodt. Durch die lange Gewohnheit aber waren die Kinder so an mich gebunden, daß sie meine Zurükhaltung betrübte, vorzüglich schmerzte es der jüngsten Fräulein, Henrietten, daß ich mich allem vertrauten Umgang mit ihr entzog. Da ich nun weiter keine Absicht bey meiner Zurükhaltung hatte, als der gnädigen Frau nicht mißfällig zu werden, so ward ich gar bald mit Henrietten und den andern beyden Fräulein einig — die ältesten zwey Söhne waren im Dienste bey Regimentern — in Gegenwart ihrer Stiefmutter, die von ihr mir vorge-

schrie-

schriebene Unterwürfigkeit zu beobachten, dann aber, wenn wir allein wären, recht vertraut und vergnügt zu seyn. Es gelang uns auch in der ersten Zeit vollkommen, sie zu hintergehen, und ob sie gleich nicht verbergen konnte, daß ich ihr ein Dorn im Auge sey, so affectirte sie doch immer, besonders in Gegenwart ihres Gemahls, dessen Gesinnung in Ansehung meiner noch die alte war, eine Art von Gütigkeit gegen mich.

In dieser Lage brachte ich meine Zeit halb vergnügt und halb traurig zu, bis sich die Umstände auf einmal gar sehr änderten. Denn als ihr mitgebrachter Junker besser heran wuchs, so war zwischen ihm und seinen Stiefgeschwistern ein beständiger Zwietracht. Jener war ein verzärteltes Kind, das in allen seinen Willen haben wollte, und diese, so gutherzig sie sonst waren, konnten ihn so wohl seines Eigensinns als auch der Vorzüge wegen nicht recht leiden, die er immer bey den Aeltern vor ihnen zu genießen hatte. Da gab es nun beständig Krieg und allezeit, wenn es zum klagen kam, ward die Sache zum Vortheil des Knabens entschieden. Darüber wuchs die Abneigung gegen ihn und die Zuneigung zu mir noch mehr. Dieß merkte die gnädige Frau, und glaubte, nichts sey an diesen Uneinigkeiten schuld, als ich. Sie verlangte daher von meinem Wohlthäter,

 daß

daß er mich aus dem Hause schaffen und eine Profession lehren lassen sollte. Er schlug ihr dieß ab, und von der Zeit an zeigte sie die Gestalt ihres Herzens ganz. Sie kränkte ihren Gemahl bey allen Gelegenheiten auf die empfindlichste Weise, speißte sogar nicht mit ihm und seinen Kindern, sondern blieb nebst ihrem Junker unausgesezt auf ihrem Zimmer, wo sie beständig Gesellschaften unterhielt. Sie scheuete sich nicht, Schulden zu machen, die ihr nur allzugütiger Gemahl iederzeit ohne Widerrede bezahlte, wenn sie die Leute mit den Rechnungen zu ihm schikte.

Bey allem diesem Verdrusse, den mein Pflegevater meinetwegen hatte, kann ich doch nicht sagen, daß er es mich nur mit einem Worte hätte entgelten lassen, noch weniger brachte ihn die Aufführung seiner Gemahlinn dahin, mich zu verstoßen, und seinen Fräuleins ertheilte er nicht nur die Erlaubniß, sondern hieß es ihnen sogar, mit mir freundschaftlich umzugehen. Gleichwohl gab er seiner Gemahlinn, so oft er zu ihr kommen konnte, die besten Worte, um sie zur Aussöhnung und Sinnesänderung zu bewegen. Allezeit aber war die Bedingung, unter der sie ihm die Hand reichen wollte, die Aufopferung meiner und diese willigte er nie ein, ob sie ihm gleich zulezt gar den Vorwurf machte, ich müßte, nach der

Nei-

Neigung, die er gegen mich hätte, ein natürlicher Sohn von ihm seyn. Er ertrug alles mit einer unglaublichen Gelassenheit.

Ich war während der Zeit bey einem Hauslehrer, den mein gütiger Wohlthäter nach dem Abgange seiner Söhne mir ganz allein hielt — denn sein Stiefsohn verlangte keinen Unterricht — so weit gekommen, daß ich in einigen Jahren auf die Akademie zu gehen im Stande war. Da war denn immer der Trost bey seinem Leiden, daß es doch anders werden würde, wenn ich auf der Universität wäre, und so versicherte er mir bey ieder Gelegenheit, meine Stütze zu bleiben.

Wie wenig man aber auf Menschen, auch auf die besten Menschen, bauen könne, das erfuhr ich auch damals bald, und lernte, daß es Verworfnen leicht sey, durch Verstellung und Versteckung Ihrer Kunstgriffe einen Unschuldigen bey seinem, sonst unbefangenen, Wohlthäter verdächtig zu machen.

Unvermuthet reichte die gnädige Frau ihrem Gemahle die Hand zur Aussöhnung, ohne der sonst immer gemachten Bedingung, daß ich verstoßen werden müßte, zu gedenken. Mein Pflegevater war über ihre plözliche Aenderung vor Freuden außer sich, und wußte nicht, wie er sich seiner Gemahlinn, gefällig genug erzeigen sollte.

Auch auf mich erstrekte sich die Wirkung dieser Aussöhnung; sie war freundlich und liebreich gegen mich. Ich fieng nach und nach an, wieder aufzuleben, und glaubte nun dem Glükke im Schoose zu sitzen, als ich unvermuthet wahrnahm, daß meines Pflegvaters Gesicht nicht wie vormals gegen mich war. Ich unterstand mich nicht, nach der Ursache zu fragen, und eben so wenig sagte er mir davon, ob er gleich stündlich mehr Unzufriedenheit in seinem Betragen gegen mich äußerte.

Einst ward ich von ihm, unter deutlichen Aeußerungen eines gegen mich hegenden Hasses, zu einem benachbarten Edelmann geschikt, dem ich einen Brief überbringen mußte. Ich ging mit schwerem Herzen und unter Vergießung heißer Thränen dahin. Unterwegs dachte ich nach, ob ich auf etwas kommen könnte, womit ich vielleicht meinen Wohlthäter beleidiget hätte, ich konnte aber schlechterdings nicht das geringste finden, wodurch ich sein Herz von mir abgewendet hätte. Ich nahm mir daher endlich fest vor, bey meiner Zurükkunft ihn anzureden, und ihn um die Ursache seiner Ungnade zu fragen. Vielleicht, dachte ich bey mir selbst, irre ich mich, und ich fand, mich in diesen Gedanken ganz beruhiget.

In möglichster Geschwindigkeit besorgte ich, was mir aufgetragen war, und eilte zurük. Aber

ach!

ach! wie ich an das Schloßthor kam, standen zwey Bediente da und hielten mich vom Eingange mit dem Bedeuten ab, daß ich auf Befehl ihres Herrn das Schloß nie wieder betreten sollte. Sie zogen darauf einen Coffre aus dem Hofe heraus, und sagten, daß meine Kleider und Bücher darin wären, die mir der Herr schenken und mit auf den Weg geben wollte, und riethen mir an, den Coffre durch iemand aus dem Dorfe hohlen zu lassen. Hiermit schmissen sie das Thor zu und verriegelten es.

Ich stand bey Anhörung dieser Worte da, wie einer, dem sein Todesurtheil vorgelesen wird, und konnte mich lange nicht besinnen. Endlich sank ich auf den Coffre hin und ein Strohm von Thränen stürzte aus meinen Augen. Lange saß ich so da, und sah sehnlich nach dem Thore, ob es sich vielleicht noch öffnen und iemand, mich zuzurük zu rufen, kommen wollte: aber umsonst. Nach vergeblichem Warten entschloß ich mich endlich, auf ein Gerathewohl! fort zu gehen, und auch den Coffre zurük zu lassen. Ein Zustand, der nahe an Verzweiflung gränzte, trieb mich an, diesem Entschluß sogleich zu folgen. Ich verließ das Schloß, und gieng unter unbeschreiblicher Wehmuth auf dem ersten, dem besten Wege fort, ohne mich von meiner Eilfertigkeit eher abhalten

zu lassen, als bis ich in einer Haide kraftlos auf einen abgehauenen Stok nieder sank. Die Erinnerung aber an die vielen Diebe, die es in hiesiger Gegend gab, von denen erst kurz vorher, obgleich fruchtlos, ein Ueberfall auf meines Pflegevaters Schloß gewagt ward, drangen mich doch, so wenig ich bey aller Entblößung von Geld und Geldeswerth von dergleichen Leuten etwas zu befürchten hatte, meine noch übrigen wenigen Kräfte zusammen zu nehmen und weiter zu gehen. Ich eilte fort, verfehlte aber gar bald den gebähnten Weg, und befand mich, bey schon hereinbrechender Nacht, da, wo die Haide am unwegsamsten und dikkesten war. Nun konnte ich nicht weiter.

Voll von Kummer und Angst warf ich mich zwischen den Büschen nieder, und — so wenig ich bey dem lebhaftesten Gefühle meines gränzenlosen Unglüks und bey zunehmendem Hunger dieß hoffen durfte — ich schlief ein, Träume, die meinem Zustande angemessen waren, störten meinen Schlaf und veranlaßten mich durch Schrekbilder zum lauten Weinen. Die ängstlichen Laute, die ich von mir gab, schallten durch den Wald, und bey meinem, durch das Getöse verursachten, Erwachen, sah ich mich von einer Anzahl Menschen eingeschlossen, die bey dem Scheine einiger Fakkeln meinem Geschrey nachgegangen waren, und mich aufge-

gesucht hatten. Ich ward gefragt, „wie ich daher käme, und was mir fehlte,“ und aufrichtig gestand ich alles. Einer unter ihnen versicherte mir, daß, wenn ich ihnen folgen würde, mein Anliegen bald gehoben seyn sollte. Ohne Bedenken verstand ich mich dazu und begleitete sie.

Der Marsch gieng noch einige Zeit lang durch den Busch hin, bis wir an einen schönen, breiten, grünen Plaz kamen. Hier löschten meine Begleiter ihre Fakkeln aus, und nachdem ich noch einige Schritte gegangen war, spürte ich, daß der Boden unter mir ganz langsam wich. Ich glaubte schon versunken zn seyn, als ich mich wider alle Erwartung in einer erleuchteten Höhle befand, worin unterschiedene Tische mit Personen besezt waren, die zum Theil spielten, zum Theil Gespräche führten. Alle standen bey unserm Erscheinen auf, und eine mir ganz unbekannte Sprache ward zwischen meinen Begleitern und den Anwesenden geredet. Ich konnte zwar von dem allen, was ich hörte, kein Wort verstehen, gleichwohl merkte ich aus den Zeichen und Mienen, die gemacht wurden, daß von mir die Rede sey. Man brachte mir bald darauf Essen und Trinken, und mit so vieler Bekümmerniß ich einsah, daß mich das Schiksahl unter eine der größten Spitzbubenbande geführt hätte, so machte doch der Hunger,

ger, daß ich mir es sehr wohl schmekken ließ. Als ich gegessen hatte, ward ich durch zwey andere Höhlen in ein kleines Behältniß gebracht, wo ein Mann von gutem Ansehen in einem Lehnstule saß. Nach einigen, zwischen ihm und meinen Begleitern in der mir unbekannten Sprache gewechselten Reden, sprach der Mann deutsch mit mir, und fragte nach meinem Herkommen und dem Zufalle, der mich hieher führte. Mit der mir angebohrnen Offenherzigkeit erzählte ich alles, was ich von mir wußte. Er schien sehr befriedigt zu seyn, hieß mich zu sich setzen und nöthigte mir einige Gläser sehr guten Wein auf. Ich sprach von unterschiedenen Dingen mit ihm, und endlich hieß er mir, nachdem er einige von den Leuten in der großen Höhle gerufen, und ihnen etwas in ihrer Sprache gesagt hatte, auf ein in der Ekke stehendes Bett mich niederlegen. Er selbst begab sich auf ein auf der Erde von dikken Dekken bereitetes Lager zur Ruhe.

Ich folgte, und obgleich kein Schlaf meine Augen schließen wollte, so lag ich doch so still da, als ob ich schliefe. Der Mann rufte mich einige Mahle, und da Ich nicht antwortete, fing er an, mit sich selbst zu reden. Ich verstand zwar nichts davon, bemerkte aber daß er sehr kläglich that, und hielt sein Gespräch für ein Gebet, so wenig

dieß

dieß bey einem Räuber zu vermuthen war. Endlich schlief ich darüber ein. Meine Jugend und die Müdigkeit meines Körpers gaben mir eine Ruhe, die bis spåt am Morgen dauerte.

Neun und achtzigster Brief.

Der Kaufmann Lieberkühn zu Dillingen an Charlotte Rosenfels zu Altenstädt.

Verzeihen Sie, liebes Frauenzimmer, wenn ich Ihnen ein ganzes Frachtschiff mit Briefen allerley Alters vom Herrn Steuer-Commissår Rothe zu Wolkenberg auf ein Mahl schikke. An zurükgebliebener Bestellung bin ich nicht Schuld. Ich war auf der Reise, als die Briefe ankamen, worin sich die Ihrigen eingeschlossen befanden, und so blieben sie insgesammt liegen. Bey meiner Zurükkunft stand ich nicht an, sie zu öffnen und auszuweiden, und schikte Ihnen sogleich alles, was ich ausgenommen habe. Hat Ihnen zeither die Erbauung aus Nachrichten von dem Herrn Bräutigam gefehlt, so ist sie nunmehr auch desto reichlicher; und ich wünsche, daß sie darüber mein Versehn vergessen mögen. Ich bin u. s. w.

Neunzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Arnswalde an Karl Hellbig.

Eilen Sie, Freund, in die Arme Ihrer Friederike, die Sie nun zur Vereinigung mit Ihnen ausstrekt. So wohl auf ihrer, als ihres Vaters Seite sind alle Bedenklichkeiten gehoben, und es ist weiter nichts übrig als daß Sie nur noch den ermangelnden Consens ihres Vaters suppliren lassen. — Wie freue ich mich, einen edlen Mann glüklich zu sehen! Und das sind Sie, so wie es ein Mensch seyn kann. Der Himmel segne Sie und Ihre liebe Braut, das würdigste Mädchen, das ich kenne, und das eines Mannes werth war, wie Sie sind.

Sie thun sehr wohl, sich über alles wegzusezzen, was Ihrer Liebe entgegen ist. In solchen Fällen kann nur unser Herz rathen und alle Nebenabsichten müssen weichen, wenn das Herz widerspricht. Freilich ist es ein hartes Schiksal, wenn man sein Glük mit dem Unwillen eines Vaters erkaufen muß, aber die Ruhe seines ganzen Lebens dahin geben, ist doch noch härter. Was ist es für einen biedern Mann, alle Herrlichkeit des Lebens zu geniessen, wenn er sie nicht mit einer Person theilen kann, die den ersten Plaz in seinem Herzen hat? — Was ist es, al-

les zu haben, und an der Seite einer Gattinn zu leben, der wir wider unsre Neigung, vielleicht gar mit Widerwillen, unsere Hand reichen? So wie alle Widerwärtigkeiten bey liebenden Gatten durch wechselseitige Zärtlichkeit vieles von ihrer Härte und Bitterkeit verliehren, so verschwinden auch in einer erzwungenen Verbindung alle Reize der ehelichen Verbindung. Wohl Ihnen, daß Sie das Glük der Liebe vor dem Glanze des Reichthums wählten, und daß Ihnen diese Wahl so leicht ward.

„Viel besser ohne Glük, als ohne Liebe seyn“ sagt der gute Gellert.

Sie haben ja eine einträgliche Versorgung, noch bessere Aussichten, und wer weiß, ob Ihr Herr Vater seine Gesinnung nicht wieder ändert.

Ich habe mit Vorsaz ihnen nicht eher antworten und Sie zu mir laden wollen, bis ich mich der gewissen Erfüllung Ihres Wunsches vergewissert hätte; nun aber, Freund, bitte ich Sie um Ihren Zuspruch und um Ihre freundschaftliche Umarmung. Ich hoffe Ihren Gang zu mir zu beflügeln, wenn ich einen Brief ihrer Friederike, den ich zur Bestellung an Sie durch Einschluß erhalten habe, zurük behalte, und dessen Einhändigung bis zu unsrer mündlichen Unterredung verspare.

Ein und neunzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath Baumann zu Hohenzell.

Glük zu! lieber Herr Hofrath, daß wir gleiche Abendtheuer und zwar einerley Sachen wegen, gehabt haben. Ich schrieb Ihnen lezthin, daß ich mir alle Mühe geben wollte, mit Hülfe des Pfarrer Falks Helenen auszuspüren, und das habe ich redlich gethan.

Wir stiessen bald auf verschiedene Dinge, die sehr wahrscheinlich auf Simon van der Hardt zu Reinstein, als den Urheber der Entführung leiteten. Der alte Pfarrer Müller ward verschrieben, alles untersucht und nichts schien gewisser, als daß unsre Muthmassung gegründet sey. Der Schluß, den wir nach reiflicher der Sach Ueberlegung faßten, war, daß der Pfarrer Müller an Simon van der Hardt schreiben und ihn durch Drohung mit Verklagen zur Herausgabe seiner Beute bewegen sollte. Das wird wohl auch erfolgt seyn. Was es aber für Wirkung haben wird, weiß ich nicht. Ich zweifle aber nun, ob wir Helenen bey ihm am rechten Orte suchen. Hören Sie die Relation von der fernern Untersuchung, die ich und Falk nach des Pfarrer Müllers Abreise anstellten.

Wir

Wir glaubten muthmassen zu können, Helene müßte auf den Dornbusche seyn. Ich und der Pfarrer Falk entschlossen uns, selbst dahin zu reisen, um zu sehen, was sich entdecken lassen wollte. — Wie war es aber nun anzufangen, daß wir unter einer schiklichen Gestalt an einem Orte erscheinen konnten, wo wir eigentlich nichts zu suchen hatten? — Das sollen Sie gleich hören!

Ich schlug Falken vor, daß wir uns für Schazgräber ausgeben, und unter dem Vorwande, im Dornbusche sey vergrabenes Geld zu finden, den Besitzer desselben bereden wollten, uns die Ruthe in seiner Wohnung schlagen zu lassen. Der Pfarrer willigte unter der Bedingung ein, daß ich die Rolle dabey spielen und in allen das Wort führen müßte. Ich verstand mich dazu und wir sezten gleich auf den folgenden Tag unsere Abreise fest. Wir reiseten mit meinen Pferden bis in ein Städtchen, das zwey Stunden vom Dornbusche liegt. Hier legten wir andre Kleider an und fuhren bis an den Fuß des Berges, worauf der Dornbusch ist. Unsre Kleidung müssen sie aber erst wissen.

Ich trug einen langen Rockelor mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, der, so groß ich bin, dennoch bis auf die Fußsohlen reichte, und von oben bis unten zugeknöpfet war. An meinen

Füssen prangten Schuhe, die vorne abgestuzt waren, mit kleinen Schnallen und grossen breiten Riemen. Auf dem nach abgelegter Perücke — leider! — kahlen Kopfe hatte ich über eine weisse Nachtmütze einen grossen Reisehut gepflastert, und der Wärme des Tags und des Steigens meines Thermometers ungeachtet, zierte ein Fuchsschwanz meinen Hals. Meine rechte Hand war mit einem langen Stabe bewafnet. Falk hatte zwar einen ordentlichen farbigen Rok von mir an: auf seinen Körper aber machte er gleichfalls einen Rockelor aus, wie das seyn muß, wenn ein Mann von drittehalb Ehlen in der Länge und einen halben Schuh im Durchschnitte die Kleidung eines andern trägt, der achtzig Sächsische Zoll mißt und von dem lieben Gott so mit Gesundheit begnadiget ist, daß sein Bauch, wenn dessen Innhalt bestimmt werden soll, mit Ellen ausgemessen werden muß. Unter dem Rocke trug er ein grosses Buch. Es war der Dionysius Halicarnasseus, mit dem ich meiner Schazgräberey ein Ansehen verschaffen wollte. Sein Kopf- und Halspuz war dem meinigen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß er, statt des Reisehutes, eine lederne Schiffsmütze trug. Ein Paar Glanzstiefeln von mir bekleideten seine Beine, ob gleich einer davon im Stande war, sein ganzes Untergestell aufzunehmen, allenfalls auch, wenn es

drey-

dreybeinigt gewesen wäre. Ein Bergmannsstok rüstete seine Hand. — Wären Sie nicht lüstern, diese wackern Männer in derley Aufzuge gesehen zu haben? —

Als wir am Fusse des Berges anlangten, liessen wir den Wagen zurükfahren und bestellten den Kutscher, nach Verfluß von drey Stunden, wieder da zu seyn, und wir stiegen den Berg hinan.

Herr Hofrath! wenn Sie uns hätten sehn sollen, Sie hätten lachen müssen, und wenn Sie unmittelbar aus den Lenden des hochberühmten Stifters der Herrnhuter Secte stammten. Ich glaube, daß ich noch auf meinem Todtbette über diesen Aufzug lachen werde. Wir giengen gern eine halbe Stunde, ehe wir an das Haus kamen. Es war verschlossen. Lange hatten wir zu pochen, endlich kam ein altes Weib und fragte nach unserm Begehren. Wir erkundigten uns, ob wir nicht den Herrn des Hauses sprechen könnten. Sie hieß uns warten, um uns zu melden, und führte uns nach einiger Zeit in die untere Stube.

Hier saß ein alter Kerl mit dürrem Gesichte, dessen mehreste Falten ein grosser Schnurrbart bedekte, und dicken, mit Kissen verbundenen, Beinen, auf einem Lehnstuhle, neben welchem

 zwey

zwey Krücken lehnten. Ich gieng voran, und erhielt auf meinen demüthigen Reverenz eine ganz freundliche Kopfneigung. Er wollte schon nach meinem Verlangen sich erkundigen, als er Falken mit dem grossen Buche mir nachschleichen sah.

Sogleich veränderte sich seine freundliche Miene, und mit donnernder Stimme schrie er! „Habe ich es nicht gleich gedacht, es werden Bettler seyn? Ich habe nichts zum Kirchbau, nichts für die Christlichen Sklaven in der Türkey, nichts für Abgebrandte, nichts wegen Wetterschäden, nichts, nichts, gar nichts herzugeben, und da in das grosse Buch zu schreiben. (Er sah meinen Dionysius für ein Collectenbuch an.) Da bey mir sizt das Geld zum Collecten. Wenn sich lieber jemand fände, der für mich die Welt ausfechten wollte. Sagt mir nur, welcher Teufel den Leuten den Weg da herauf weißt! Und du, alte Bestie!“ sprach er zu seinem Weibe, indem er eine seiner Krücken ergrif, und nach ihr warf, „verbot ich dir nicht, du sollst das vermaledeyte Gesindel nicht herein lassen? Fort, fort! mit dem Groobe!“

Ich würde den ehrlichen Mann gern gleich unterbrochen haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, mich durchs Lachen zu verrathen, das mir

über

über den Pfarrer Falk, der die armseligste Figur machte, zu verbeissen, beynahe unmöglich war. Ich suchte etwas in meinem Kopfe aufzugreifen, das mir verdrießliche Ideen erwecken sollte, um den Trieb zum Lachen zu ersticken und zum Glük fiel mir die Untersuchung ein, die ich der Spizbuben wegen habe. Der Gedanke machte mich ernsthafter und ich unterbrach den alten Schreier.

„Erlauben sie, wir kommen nicht, um zu betteln, sondern in einer Absicht, die auch ihren Vortheil befördern kann. Wir sind Leute, die es sich angelegen seyn lassen, zu untersuchen, wo es Schätze unter der Erde giebt, da haben wir denn auch aus verschiedenen Merkmalen wahrgenommen, daß es hier nicht leer seyn mag, und wollten sie bitten, uns zu erlauben, daß wir mit dieser Ruthe (ich zog ein häselnes Stökchen mit einer Gabel hervor) und einem Buche, einige Proben machen dürften.“

„Ja, das ist ein anderes, mußte ich, alter Flegel! denn gleich so hitzig seyn? Nun, meine Herrn, vergeben sie mir. Aber du altes Rabenaas! (hier flog auch die andre Krücke nach dem Kopfe der Frau) hättest du mir nicht sogleich sagen können, daß die Ehrenbraven Männer keine Bettler seyn thäten? Machen sie, meine Herren, was ihnen beliebt, sie können im ganzen Hause

herum gehen, doch gehen sie nur in den Keller zur linken Hand, da hat immer meine Großmutter ein Lichtchen brennen gesehen.“

Ich behauptete, „daß ich hier in der Stube vor allen Dingen sehen müsse, wo mich der Geist hinweise,“ holte Kreide aus meiner Tasche hervor und machte zwey Kreise, worinn ich das Abrakadabra schrieb, nahm nun Falken das Buch ab und trat mit entblößtem Haupte in den Kreis. Hier las ich aus dem Buche, auf das ich meine Ruthe gelegt hatte, eine ganze Seite griechisch her — wie gut ist es doch, wenn der Juriste im Nothfall griechisch versteht, wenn er auch der leidigen Novellen wegen es nicht brauchen sollte — und behauptete sodann, „die Ruthe weise mich in die obere Stube.“

„Höre Weib! daß du gleich mit den guten Männern hinauf gehest“ blökte der alte Kerl.

Ich gieng in die obere Stube. Ich that, was ich unten gethan hatte, und gab vor, „daß ich in das oberste Stok gewiesen würde,“ so gieng es fort, und es blieb kein Pläzchen im ganzen Hause, wohin mich nicht der Geist getrieben hätte. Wir fanden aber nicht die geringste Spur, daß Helene da zu finden seyn dürfte und die Bereitwilligkeit der alten Schachtel, uns überall hinzuführen, machte ohnehin sehr unwahrscheinlich,

lich, daß wir finden möchten, was wir suchten.

Um uns jedoch nicht zu verrathen, begehrte ich, als wir alles ausgekundschaftet hatten, in den Keller linker Hand (ich wußte ja aus des Hausbesitzers Munde, daß ein solcher da war) gebracht zu werden, „denn hier, sagte ich, gehe nun die Weisung.“ Wir giengen herab, und während, daß die Frau ein Licht anzündete, traten wir wieder in die Stube. Der alte Kerl war für Freuden ausser sich, als er vom Keller linker Hand hörte.

„Ja, ja,“ rief er, „meine Großmutter war keine Närrinn. Sie hat da, wie schon gesagt, gar vielfältig ein Lichtchen brennen gesehn, es hat ihr auch oft geträumet, daß ihr ein weisser Mann gewunken hat, und sie lag immer den Großvater an, da graben zu lassen; aber, wie es nun so geht, der alte Maulaffe lachte immer darüber. Ey das sollte mir recht behagen, wenn ich noch hinter die Schliche käme; denn beym Teufel! jezt könnt ich's recht brauchen.“

Wir giengen drauf in die Keller zur rechten und zur linken Hand, und, nach abermaliger Verlesung aus dem Dionysius, behauptete ich, „daß in dem leztern der Schaz liege, der aber nicht eher, als am heiligen Dreykönigstage, in der

Nacht zwischen eilf und zwölf gehoben werden könne.

Ich erzählte dem alten Kerl bey unsre Rükkunft in die Stube: „daß es ein grosser Schaz sey, der uns alle reich machen würde," und versprach ihm, zu rechter Zeit wieder zu kommen, und ihn zu heben. Er verhieß uns die Hälfte davon und war bey unserm Abschiede so freundlich, wie er vorher flämisch gewesen war.

Wir drukten uns ab, und watschelten immer den Berg herunter. Ich lachte mich nun recht satt, zumal da mir Falk erzählte, daß er Angstschweiß geschwitzet hätte, denn der war doch hier wirklich, bey einem alten Kerl, der nach weggeworfenen Krücken, nicht vom Stuhle aufstehen konnte, ganz zur Unzeit ausgebrochen.

Wir kamen glüklich bey unserm Wagen an, und fuhren in das Städtchen zurük, von da wir, nach Ablegung unsrer schönen Masken wieder hierher segelten.

Sehn Sie, Herr Hofrath, so hat auch mich Helene auf Abendtheuer ausgeführt, ob sie gleich nicht so gefährlich waren, wie die Ihrigen. Denn, Gott sey Dank! von Spizbuben haben wir keinen Anfall gehabt, dagegen habe ich auch keine Köhlermahlzeit gespeiset, wie Sie. Auf dem Dornbusche schien die Gastfreyheit nicht eingeführt zu

seyn.

seyn. Allem Anscheine nach dürfte es jedoch besser werden, wenn wir Wort halten und am nächsten heil. Dreykönigstage den schönen Schaz heben. —

Also war das abermal nichts, und ich weiß nun nicht, was ich von Helenens Entfernung denken soll. Simon van der Hardt ist wohl unschuldig, und da sey Gott dem Pfarrer Müller gnädig.

Sie, armer Mann, bedaure ich! Könnten Sie doch eine Liebe aus Ihrem Herzen verbannen, die, wahrscheinlicher Weise, nicht glüklich seyn kann! — Aber ich weiß gar wohl, daß so etwas leichter gerathen, als ausgeführt werden kann.

Zwey und neunzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Reinstein an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Höre, was hast Du dem Schurken vom Schwarzrocke dem alten Pfarrer Müller, weis gemacht? Läugnen hilft Dir nicht, ich weiß, die ganze Sache kommt von Dir. Das ist aber mein Fall nicht, dergleichen einzufressen, hochgeehrtester Herr Baron. Ich verlange Genugthuung von

Dir, und die ganze Welt soll erfahren, daß Du ein Hundsfott bist, wenn Du Dich nicht mit mir schlägst. Ich erwarte Dich morgen früh bey Buchau an der Gränze. Das sage ich Dir voraus, daß meine Pistolen gut beschaffen sind, und daß ich von meines Herzens Grund wünsche, Dich in die andre Welt, oder was es nach dem Tode da so geben mag, zu schicken. Das darfst Du immer Deiner Frau sagen, damit sie auf allen Fall von ihrem Eheherrn recht zärtlichen Abschied nehmen kann. Laß dir immer ein Sterbelied von ihr vorwinseln, und sage dem Herrn Informator, daß er Deine Kinder hübsch christlich erziehen soll, wie Ihr Vater war. — Ohne Antwort zu erwarten, bin ich morgen auf dem Platze.

Drey und neunzigster Brief.

Moriz Rothe zu Wolkenberg an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Ich weiß nicht, was meiner Braut einfällt, Sie beschuldigt mich, ich gehe darauf um, sie zu verlassen und von dem allen ist mir noch nicht das geringste eingefallen. Ich dächte doch, die vielen zärtlichen Briefe die sie während meines Hierseyns von mir erhalten hat, könnten

sie überzeugen, daß ihre Vorstellungen Grillen sind. Sie redet mir Sachen vor, die ich so wenig verstehe, wie die Chinesische Sprache. Sie sind ihre Freundinn, reden Sie doch deswegen mit ihr. Ich mag den Brief, den Sie an mich geschrieben hat, nicht beantworten, weil ich befürchte, meine Empfindlichkeit über ihr Betragen gegen mich zu hitzig zu erkennen zu geben, und dadurch vielleicht den Grund zu einer Abneigung zu legen, die mir und ihr gefährlich wäre. Versichern Sie Charlotten meine unwandelbare Liebe, wenn sie mich wieder einen zärtlichen Brief von ihrer Hand lesen läßt, und sagen ihr, daß mein Geschäfte bald geendiget und ich dann wieder bey ihr seyn werde. — Wer mag doch immer dem armen Mädchen solch wunderliches Zeug in den Kopf gesezt haben!

Vier und neunzigster Brief.

Der Commissions-Rath Redlich zu Uttenhof an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Ehe Sie noch an mich schrieben, lieber Karl, war schon mein Bestreben, Sie wo möglich wieder in ein Amt zu bringen: alle meine Bemühungen aber waren bisher vergeblich. Bald stand Ihnen entgegen, daß Sie kein Landeskind sind, bald —

ich muß Ihnen das aufrichtig sagen, — machte Ihr Schiksal Ihren Charakter zweydeutig. Jezt hofte ich, soll es mir gelingen, Ihnen, aller Hindernisse ungeachtet, zu einer Versorgung zu helfen, die Ihnen angemessen ist. Wie will ich mich freuen, wenn mein guter Lindenfeld der schwarzen Nahrungsorge wieder entrissen ist! Glauben Sie, daß ich eher nicht vergnügt seyn kann! Auch die Hochzeit zwischen Hellbigen und meiner Friderike darf nicht eher vor sich gehen. Es würde dieß sonst ein trauriges Fest für mich seyn, wenn ich denjenigen, der so großmüthig war, die Verbindung meiner Tochter mit dem Sohne seines Feindes, mit demjenigen, der sein, ihm entrissenes, Brodt ißt, mit aller möglichen Sorgfalt aufrecht zu erhalten und zu befestigen; wenn ich diesen Mann neben Personen, die er glüklich machte, sollte leiden sehen. Nein, Freund, auch ür Sie muß der Tag ganz rein und von keinem Wölkchen getrübet seyn, der meiner Tochter einen Mann aus ihren Händen gibt. Und ich hoffe, das soll geschehen. Kommen Sie so bald als möglich, zu mir. Ihre Gegenwart ist nöthig bey meinen Verwendungen für Sie. Mein Schwiegersohn ist, wie Sie wissen, auch hier und freuet sich auf Ihre Ankunft. Eilen Sie zu Ihrem ergebensten u. s. w.

Fünf und neunzigster Brief.

Helene Müllerinn an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Sie werden viele Sorge meinetwegen gehabt haben, ich bin noch unversehrt an Leib und Seele. Ihnen jezt die Geschichte meiner Entführung zu erzählen, halte ich für überflüssig, weil ich glaube, Ihnen ehestens meine kindliche Ergebenheit persönlich zu bezeigen. Meine Zurükkunft ist nun gewiß, so bald Sie mir versprechen, demjenigen, der mich zu Ihnen begleiten wird, zu vergeben. Ich sage, wer dieß ist, eben so wenig, als ich den Ort meines Aufenthalts, und das, was die begehrte Verzeihung zum Gegenstande hat, bekannt mache, weil mir wirklich dran liegt, die bedingte Vergebung für den zu erhalten, in dessen Gesellschaft ich Ihnen die Hände küssen werde. Ist Ihnen an Ihrer Helene etwas gelegen, so gestehen Sie mir zu, was ich Sie bitte. Sie dürfen Ihre Antwort nur auf die Post zu Z* schicken, sie soll daselbst abgeholt werden. —

Wie froh bin ich, wenn ich an meine nahe Wiedervereinigung mit Ihnen, meiner guten Mutter und meinen Geschwistern denke, die nun von weiter nichts, als einem Worte aus ihrem Munde abhängt. Versagen Sie dieß gütige Wort Ihrer Tochter nicht.

Sechs und neunzigster Brief.

Ottilie Meinerinn zu Eichenthal an den Oberhofprediger Greis zu Grubheim.

Gute Freunde, theuerster Herr Oberhofprediger! haben mir den Rath gegeben, mich in einer, äusserst traurigen, Lage, an Sie zu wenden, um Trost und Hülfe zu suchen.

Der hiesige Pfarrer Ludwig, hat mich, als ich vor seiner Verehligung bey ihm in Diensten war, theils durch Versprechung, theils durch Drohungen dahin gebracht, daß ich ihm, in einer unglüklichen Stunde, meine Unschuld aufgeopfert habe. Durch seine Schmeicheleyen und die öftere Wiederholung des mir schon vorher gethanen Eheversprechens ließ ich mich verleiten, seinem Willen mich ferner zu überlassen; kein Wunder daher, daß ich endlich schwanger ward.

Ich entdekte ihm gleich die mit mir vorgegangene Veränderung und drang in ihm, sein Versprechen zu halten und mich zu ehlichen. — Wie erstaunte ich aber, als er mir geradezu sagte, „daß er mich nicht heyrathen könne, weil er sich schon mit einem benachbarten Frauenzimmer in ein förmliches Eheversprechen eingelassen hätte.

Ich hielt ihm seine mir gethane Zusage vor, richtete aber damit nichts weiter aus, als daß er mir — sollte man das von einem Geistlichen glauben? — zu Füssen fiel und mich um alles, was ihm heilig sey, bat, ihn nicht zu prostituiren. Er versprach, mich, wenn ich ihn bey Eingehung seiner, ihm so vortheilhaften, Verbindung nicht stören würde, in allem ganz Schadlos zu halten und brachte es, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß ich endlich einwilligte und ihn, unter Vergießung einer Menge Thränen versprach, die Sache zu verschweigen, wenn er für den Unterhalt der Frucht, der er das Daseyn gegeben hatte, gehörig sorgen wollte. Er verband sich dazu und ich nennte in dem Gerichte, das mich, meiner Schwangerschaft wegen, vernahm, einen Thäter, der nicht in der Welt ist, oder den ich wenigstens nicht kenne.

Allein, damit wars nicht ausgemacht, ich sollte meine Aussage auch beschwören. Ich weigerte mich dessen und kam deßhalb in Arrest. Der Räuber meines Glüks besuchte mich darinn unter dem Titel meines Beichtvaters, und — wird es Ihnen, hochwürdiger Herr Oberhofprediger, glaublich seyn? — beredete mich, unter abermaligen vielen Versprechungen — zum Meineid.

Ich legte ihn ab und so bald dieß geschehen war, vollzog mein Verführer seine Heyrath und bekümmerte sich nichts mehr um mich. Alles mein Bitten, mir nach meiner Niederkunft in meinen dürftigen Umständen zu helfen, vermogte weiter nichts, als daß er mir einen Advocaten ins Haus schikte, der mir begreiflich machen sollte, daß ich, nach abgelegtem Eide, gegen ihn nichts mehr ausrichten könnte. Ich sah den Zusammenhang des Beweises nicht ein, denn der Advocat berief sich allezeit, wenn ich von der unverantwortlichen Art, mit der mein Verführer mit mir umgieng, bezog, auf einen Juristen, der Hofrath in Leipzig gewesen seyn soll, dessen Namen ich aber vergessen habe. Gleichwohl übertäubte mich sein Schreien. Ein ganzes Jahr habe ich nun geschwiegen und alles, was ich habe, zur Ernährung meines Kindes aufgeopfert; aber nun kann ich nicht weiter. Es fehlt mir an allem. Ew. Hochwürden flehe ich deßhalb um Mitleid und Erbarmen an. Ich unterwerfe mich des begangenen Meineides halber, der mich ohnehin zur Verzweifelung gebracht hat, aller verdienten Strafe und will gern mein Vergehen, auch mit dem Verluste meines Lebens büßen, wenn nur für das unschuldige Kind, dessen Hunger ich jezt oft nicht zu stillen vermag, gesorgt wird.

Er=

Erbarmen Sie sich über mich, Herr Oberhofprediger! und tragen mein Elend denjenigen vor, die meinem Verführer zu gebieten haben. Der Dank, den eine Unglükliche Ihnen sagt, wird gewiß den Segen vermehren, den Sie und Ihr ganzes Haus ohnehin genießen. Ich bin u. s. w.

Sieben und neunzigster Brief.

Die Baronesse von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Ach Gott, wie unglüklich bin ich! Mein Mann, mein sonst so vernünftiger Mann, hat sich zu einer Thorheit hinreissen lassen, die ihn, wo nicht um sein Leben, doch um seine ganze Ruhe bringen kann. Simon van der Hardt hat ihm eine Ausfoderung zugeschikt, und er hat sie — angenommen.

Ich kam eben auf sein Zimmer, als er den Brief dieses ungestümen Mannes gelesen hatte. Er suchte ihn sogleich unter seine Schreibereyen zu verstecken, vergebens aber bemühete er sich, seine Verwirrung zu verbergen.

„Was ist ihnen, Lieber? Sie sind bestürzt!„

 „Nichts

„Nichts, mein Kind! Ich erhielt eben eine verdrießliche Nachricht von Traubenheim.“

„Darf ich sie nicht wissen?“

„Nein, sie würde dich auch niederschlagen?“

„Ist das der zärtliche Mann noch, der sonst alles mit seiner Gattinn theilte?“

„Er ist es noch und mehr, als du vielleicht denkest,“ (hier schlug er den Arm um mich herum und Thränen wie Tropfen eines Plazregens fielen auf meinen Busen.)

„Was ist es, ich muß das Geheimniß wissen, es sey so fürchterlich, als es wolle. Schreklicher kann mir nichts seyn, als eine so zweydeutige Ungewißheit.“

„Du sollst es hernach erfahren, bald erfahren, nur jezt nicht.“

„Bey ihrer Liebe beschwöre ich sie, verhehlen sie mir nichts!“

„Verschone mich und dich, gutes Weib, du sollst es noch erfahren. Beruhige dich dabey, wenn ich dir sage, daß es nicht etwa wieder ein Auftritt ist, wie lezthin.“ (mit Marianen meinte er.)

„Der Gedanke kam mir nicht ein, aber ich bin nicht ruhig, wenn ich nicht weiß, was ihnen begegnet ist!“

Ich

Ich hatte den Ort bemerkt, wo er den Brief hingeschoben hatte, und, so wenig ich, nach meiner Denkungsart, einem Weibe vergeben kann, die Schreibereyen ihres Mannes, es sey aus welcher Absicht es wolle, untersucht; so war es mir doch jezt nicht möglich, dieser Regel zu folgen. Eine mir ganz ungewöhnliche Angst trieb mich, die wahre Gestalt der Sache zu erfahren, die meinen Gatten ganz offenbar beängstigte. Ich hob die oben liegenden Papiere weg, und fand den Brief des Herrn van der Hardt, den mir mein Mann umsonst aus den Händen nehmen wollte. Ich las die Ausforderung desselben, die er mit den unverschämtesten Ausdrücken that.

„Und was wollen sie darauf thun“ fragte ich jezt lächelnd?“

„Es ist mir keine Wahl übrig.“

„Doch nicht die Ausfoderung annehmen?“ —

„Wie sonst, liebes Kind?“

„Gott, das wollen sie thun? Ihr Leben in Gefahr setzen, ihr Weib zur Wittwe und ihre Kinder zu Waisen machen? Ist das, ich will nicht sagen, Christenthum, ist das Erfüllung der natürlichen Pflichten?“

„Was kann ich anders thun mein Engel?“

„Verlachen den Ausfoderer und ihm nicht folgen.“

„Und

„Und meine Ehre einem schlechten Manne Preiß geben?“

„Aber ihr Leben, die Wohlfarth ihres Weibes und ihrer Kinder ihm Preiß geben?“

„O, dringe nicht in mich, gute Seele, du machst mir mein Herz und den Kampf zu schwer. Laß mich die in diesem Falle traurige, aber erste, Pflicht gegen mich selbst erfüllen. Eine andere Wahl würde meinen Nahmen, mein ganzes Leben auf die unauslöschlichste Weise beschmutzen.“

„Kann sie ihr Weib nicht rühren? (hier lag ich zu seinen Füßen, und unzählige Thränen flossen aus meinen Augen) auch in dieser Lage nicht rühren, daß Sie nicht nach einem Hirngespinste, nach einer eingebildeten Ehre greifen, und das Wohl ihrer eigenen Familie in seiner Wurzel erschüttern?“

„Ich bitte dich um alles, was heilig ist, (er hob mich auf und weinte laut mit mir) schone meines armen Herzens, ich kann dir nicht nachgeben. Beruhige dich aber, wenn ich dir verspreche, mich so in acht zu nehmen, daß du mich gesund wieder sehen sollst.“

„Ach, ein schwacher Grund zu meiner Beruhigung. Der geübteste Fechter stirbt von der Hand eines Lehrlings, und der herzhafteste Mann

mußte

mußte oft ein Opfer des Verzagten werden. Und gesezt, Gott wachte in diesem Falle, wo sie sich wider sein Gebot in Gefahr begeben und seinem Schutze muthwillig entsagen, er wachte vielleicht, des betenden Weibes und der schreyenden Kinder wegen, über ihr Leben und ihr Gegner wäre bestimmt, aus ihren Händen den Tod zu nehmen, wie wird ihr zukünftiges Leben seyn? Könnte in mir noch zärtliche Liebe gegen einen **Mörder** seyn?"

„Ich weiß alles, was Du mir sagen kannst, aber ich m u ß den Zweykampf eingehen."

Mit äußerster Betrübniß verließ ich sein Zimmer, aber nicht, als ob ich ihm nachgegeben hätte, sondern um mich mit Waffen zu versehen, mit denen ich glüklicher zu kämpfen glaubte. Ich rief meine vier Kinder, das fünfte nahm ich auf die Arme und so riß ich das Zimmer auf und stürzte mich mit dem Säugling vor dem Lehnstuhle, auf dem er saß, zu seinen Füßen nieder und auf jeder Seite knieeten zwey Kinder.

„Kann sie der Anblik eines zu ihren Füßen liegenden zärtlichen Weibes, und fünf Kinder nicht bewegen? Mann, Vater! rief ich, so gebe ich die Hofnung auf, sie von dem gefährlichsten Unternehmen abzuziehen. Aber können sie widerstehen? Sehen sie hier den Säugling, wie er sie

anlächelt, um ihr Herz zu rühren! Hören sie diese Kinder, die um ihren Vater schreyen! Hören sie ihre Gattinn die mit Millionen Thränen ihren Geliebten vom Unglük, von dem vielleicht nahen Rande des Grabes zurük ziehen will — Bittet euren Vater, ihr Kinder, daß er uns nicht verlasse."

Die Kinder schlangen sich um seine Knie und riefen alle, so wenig sie den Zusammenhang der Sache einsahen, mit Weinen und Schluchzen: „ach Papa, bleiben Sie bey uns und bey der lieben Mamma. Ach wir bitten gar zu sehr. Lassen sie uns doch nicht so weinen. Was haben wir ihnen denn gethan, daß sie von uns wollen, haben sie ja so lieb." Ich legte ihm hier die Kleine auf den Schoos und das Kind blikte mit einem Lächeln nach ihm, das tief in sein Herz dringen mußte. Er weinte und liebkosete schweigend die Kinder und — Wonnevoll glaubte ich gesiegt zu haben.

„Darf ich hoffen, Bester, daß sie meine Bitte hören?"

„Deine Liebe und der Anblik dieser Kinder erschüttern mich, aber was ihr von mir bittet, kann ich nicht gewähren. Ich darf jezt nichts hören, als den Ruf der Ehre. Mein Herz hat bey dieser Sache keine Stimme. Liebst du mich,

so

so erleichtere mir lieber das Herz, damit ich nicht mit niedergedrüktem Muthe einem doch unvermeidlichen Schiksal entgegen gehe."

Wir wiederholten unser Flehen: aber umsonst. Er riß sich von uns nach kurzem Abschied los und ritt, begleitet von einem Bedienten, auf den Ort zu, wohin ihn Hardt auf den morgenden Tag beschieden hat.

Und ich bin nun in einer nie gefühlten Angst und bebe vor dem morgenden Tag. Was kann ich anders für Nachrichten erwarten, entweder den Tod meines Mannes, oder den Tod seines Gegentheils, und dann, in dem immer noch besten Fall, durch die Flucht des ersten? Kommen Sie und rathen mir, was ich thun soll. Wie, wenn ich ihm jemand nachschikte, der einen Versuch machte, ihn noch zurük zu bringen? — Aber wen wird er hören, da er mich und seine Kinder nicht hörte?

Acht und neunzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Arnswalde an Karl Lindenfeld zu Uttenhof.

Eilen Sie zurük, lieber Sohn, wenn Sie Ihre Frau noch am disseitigen Ufer des Grabes sprechen wollen.

wollen. Sie ist zwar eines gesunden Knabens genesen, aber das Leben dieses Kindes wird seiner Mutter den Tod kosten. Sie ist äußerst schwach und verlangt nach ihrem Gatten mit der größten Sehnsucht. Beschleunigen Sie Ihre Rükreise und lassen Sich nichts abhalten, damit ich dieses neue Unglük nicht allein tragen muß.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Ernst Justus

Der Pfarrer Müller und seine Kinder eine Vaterländische Familiengeschichte

Bd.: 1

Frankfurt ; Leipzig (1792)

P.o.germ. 958 gzl-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115113-0
VD18 90380215